

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Englisch-Ostindien**

**Karlsruhe, 1858 [erschienen] 1859**

Das Neueste aus der Länder- und Völkerkunde

[urn:nbn:de:bsz:31-229408](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-229408)

# Das Neueste

aus der

## Länder- und Völkerkunde.

Eine Vorstellung von Nothhäuten bei ihrem „großen Vater“, dem Präsidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika.

Anfangs Januar 1858 fand eine große ceremonielle Vorstellung von Abordnungen dreier Indianerstämme — der Poncas, Pawnees und Pottowattamies — bei dem Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten in Washington statt. Jede dieser Abordnungen kam einzeln für sich aus dem fernen Westen heran; die Pawnees und Poncas waren sogar alte Erbfeinde, aber in Gegenwart ihres „großen Vaters“, wie sie den Präsidenten nennen, betrachtete die eine die andere mit derselben vornehmen Gleichgültigkeit, wie man es nur in den fashionablen Girkeln von Paris oder London hätte thun können. Sie schienen kaum die Gegenwart von etwas Andern zu beachten, als die ihres „großen Vaters“, den Glanz seiner Wohnung, und nur Sinn zu haben für die Angelegenheit, wegen welcher sie zweitausend Meilen weit aus den Wildnissen des Westens an den Mittelpunkt nordamerikanischer Civilisation gekommen waren. Die Vorstellung hatte etwas ungemein Malerisches; war ihre Wirkung auch in mehrfacher Beziehung für die Augen des oberflächlichen Beobachters etwas komisch, so war doch der Hauptcharakter derselben pathetisch, ja sogar feierlich. Die vollkommensten Gegensätze ethischer Bildung standen sich hier gegenüber. Auf der einen Seite die höchste Bildung in der Person des verehrungswürdigen und leutseligen Präsidenten, dessen Haupt weiß wie Schnee war, und der sich in Mitte eines ausgewählten Kreises von Staatsmännern, Senatoren, fremden Gesandten und den vornehmsten Damen von Washington befand;

auf der andern der Zustand fast völliger Rohheit in den Abordnungen dieser rohen Stämme, in ihren auffälligen, wilden Trachten, wie sie in die langen roth und blauen Gewänder, womit sie ihre Blößen bedecken, gehüllt waren. Das Malerische ihrer Erscheinung wurde erhöht durch den Schmuck, welchen ihre langen, schwarzen Haare durch die Adlersfedern erhielten, welche in dieselben gesteckt waren, während vielfarbige Bänder solche umschlangen. Ihre Ohren waren überladen mit schweren Ringen; ihre Nacken zierten Halsbänder von kunstvoll zusammengefügtten Bärenklauen, Brust und Schultern die Skalpe (Hirnschalenhaut), welche sie ihren Feinden abgezogen hatten. In den Händen trugen sie den Speer, den Tomahawk (eine Art Streitart) und die Kriegskeule. Gesicht und zuweilen auch die Haare waren übermalt auf die grellste Weise mit rothen, blauen, grünen und gelben Farben.

Die Vorstellung hatte zur bestimmten Stunde im großen oder östlichen Gemache der Wohnung des Präsidenten statt. Um 11 Uhr war eine ziemliche Anzahl Gäste daselbst versammelt; um  $\frac{1}{2}$  12 Uhr erschienen die Nothhäute, jede Abordnung von einem Dolmetscher begleitet. Die Pawnees — sechszehn an der Zahl — traten zuerst herein; ein schöner Schlag Menschen, wovon einige nackt bis zum Gürtel, andere aber in Lohsenfelle eingehüllt waren, während alle den vollen Schmuck von Federn und Malerei an sich trugen, womit sich die Nothhäute bei großen und feierlichen Anlässen zu bekleiden pflegen. Nach den

Pawnees kamen die Poncas — sechs an der Zahl — auf gleiche Weise bekleidet und bemalt, kräftige, schöne Gestalten, aber von melancholischem Aeußern, deren würdevolles Benehmen aus allen ihren Zügen sprach, so sehr solche auch durch die bunte Malerei wenigstens für die Augen des weißen Mannes entfiel waren. Auch sie waren von einem Dolmetscher, einem an der Gränze zwischen ihrem und dem Gebiete des weißen Mannes wohnenden Krämer von europäischem Ursprung begleitet, der in einer vieljährigen geschäftlichen Laufbahn, vielleicht im Austausch von Feuerwasser (Brantwein) gegen Jagdbeute oder in andern Geschäften, die nicht weniger nachtheilig den Rothhäuten sind, sich von ihrer Sprache zu eigen gemacht hatte. Zuletzt kamen die Pottowattamies — neun an der Zahl — in schäbiger europäischer Tracht. Dieser Stamm macht Anspruch darauf, halb oder ganz civilisirt zu sein; sie scheinen aber von dem höheren Grad der Kultur nichts als seine Laster und Mängel geerbt und dafür das mannhafte und stoische Wesen, die heitere Selbstbeherrschung, so wie die Gewohnheiten und Trachten der andern Indianerstämme eingebüßt zu haben. Sie bildeten einen starken Gegensatz gegen die Pawnees und Poncas. In jedem Zug ihres Antlitzes, in jeder Bewegung ihres Körpers gab sich die Verschlagenheit, die unterwürfige und niedrige Gesinnung ihres Wesens eben so unverkennbar kund, wie das Schöne und Unbeholfene ihrer äußeren Erscheinung bezeichnend war. Ein wenig blaue und rothe Bemalung hätte ihren bleichen, pavianartigen Gesichtern Anmuth verliehen, hätte ihnen ein ihrem Wesen entsprechendes Aeußere gegeben, sie mit einem Worte zu den Wilden gemacht, welche sie wirklich waren. Diese armen Pottowattamies waren übel daran. Sie hatten besondere Klagen und Bittgesuche beim Präsidenten anzubringen; da sie aber nach Washington gekommen waren, ohne sich zuvor mit dem Spezialagenten für die indianischen Angelegenheiten verständigt zu haben, so waren sie auf ihre Kosten dahin gereist und hatten ebenso die ihres Aufenthalts und der Rückreise zu bestreiten. Die Pawnees und Poncas waren dagegen von den Behörden zur Reise eingeladen, und erhielten daher auch ihre Reisekosten von dem Augenblicke an,

wo sie ihre Jagdgründe verließen, bis zum Tage ihrer Rückkunft von der Regierung ersetzt.

Mit Schlag 12 Uhr betrat der Präsident das östliche Gemach und blieb im Mittelpunkt eines Vierecks stehen, von dem die Indianer drei Seiten, die Zuschauer aber die vierte bildeten. Die Rothhäute, die bis dahin stille Bewunderer der reichen Teppiche, der glänzenden Fenstervorhänge und vergoldeten Verzierungen des Audienzsaales waren — ohne Zweifel die prächtigste Entfaltung des Reichthums und des Gewerbleißes, die sie bis jetzt bei dem weißen Manne gewahr geworden waren — hefteten jetzt ihre stummen Blicke auf den Präsidenten, ohne durch irgend einen Laut die Neugierde oder die Verehrung zu verrathen, die sie besaßte. Das Haupt des Präsidenten ist stets etwas vorwärts geneigt, welcher kleiner Naturfehler, in Verbindung mit dem milden Ausdruck seiner Züge und dem ehrwürdigen weißen Haar, den wohlthuenden Eindruck seiner Erscheinung erhöht und glauben läßt, daß er sein Haupt absichtlich neige, um genauer alles zu hören, was man ihm vorzutragen habe. Die vier Häuptlinge der Pawnees und die übrigen zwölf Leute ihres Stammes wurden einer nach dem andern dem Präsidenten vorgestellt, der auf herzliche Weise ihre Hand schüttelte und die ganze Zeit über gerade so ansah, als fühle er wirklich das väterliche Interesse, was in seinem Verhältnisse zu ihnen als Staatsoberhaupt lag, und das er unfähig war, in ihrer Sprache auszudrücken. Einem von ihnen schenkte der Präsident eine besondere Aufmerksamkeit. Es war dieß ein wohlgebildeter wenn auch kleiner Mann, gegen fünfzig Jahre alt, dessen Gesichtszüge von Pockennarben arg entfiel waren, und der menschliche Sklave neben einer ganzen Brustverzierung ähnlichen Schmucks als Auszeichnung, in der Hand aber eine dicht mit eisernen Nägeln besetzte Keule trug. Der Dolmetscher bezeichnete ihn als den Tapfersten seines Volkes, gleichsam als *le plus brave des Braves*, den Marschall *Rey* seines Stammes, der, so weit sein Wissen reiche, mehr Hirnschalenhäute abgelöst habe, als irgend eine andere Rothhaut. Bei dieser Vorstellung lenkten sich die Blicke aller Anwesenden auf diesen furchtbaren Häuptling; allein es lag nichts

Wildes oder Herausforderndes in seiner äußern Erscheinung. Seine Züge, wie sein ganzes übriges Wesen drückten stoisches Ertragen und energisches Selbstvertrauen, keineswegs Grausamkeit und Verschlagenheit aus. Die Poncas und ihr Häuptling machten dieselbe Empfangsceremonie durch und wurden eben so aufgenommen; selbst die ungeladenen Pottowattamies wurden von ihrem großen Vater auf gleiche Weise willkommen geheißen. Es war jedem Augenzeugen dieser Scene klar, daß der Präsident, dessen milde, ihm sonst so eigenthümlicher Gesichtsausdruck die ganze Vorstellung über haften blieb, ebenso großes Interesse für seine rothen Kinder fühlte, als diese für ihn.

Als die Vorstellungen vorüber waren, hieß der Präsident die Rothhäute in einer kurzen Anrede willkommen und drückte seine Bereitwilligkeit aus, zu vernehmen, was sie ihm zu sagen hätten, so wie zur Abhülfe alles dessen, worüber sie sich gerechter Weise beklagen könnten, falls eine Abhülfe überhaupt in der Macht der Regierung läge. Nachdem dies dreimal verdolmetscht war — denn kein Stamm verstand des andern Sprache — drückte jeder seine Zustimmung aus; die Poncas durch einen emphatischen Kehllaut, der ungefähr wie das „Dich!“ „Dich!“ des schottischen Hochländers lautete; die Pawnees durch den Ausruf „Lowar!“; die Pottowattamies durch ein kurzes „Uff!“ „Uff!“

In Folge dieser Aufforderung des Präsidenten begannen die Anreden der Rothhäute.

Die vier Häuptlinge der Pawnees, einer der Poncas und einer der Pottowattamies erklärten einer nach dem andern den Zweck ihrer Reise nach Washington. Die Pawnees waren gekommen, einen Vertrag zu ratificiren, welchen sie mit der Regierung abgeschlossen hatten, ferner, um ihren „großen Vater“ zu sehen, um von ihm zu lernen, wie man reich werde, wie die „weißen Männer“, und nicht länger arm sei; die Poncas waren da, um den Verlauf ihrer Ländereien in Nebraska abzuschließen, um mit ihren eigenen Augen ihren „großen Vater“ zu sehen, von dem sie nach dem Glanze, der ihn umgebe, urtheilen müßten, daß er reich sei und von dem „großen Geist“ begünstigt werde; die Pottowattamies baten, daß eine Geldsumme, die ihnen vertragsmäßig halbjährig zukomme,

künftig ganzjährig bezahlt werde, ihrer eignen Bequemlichkeit wegen. Alle Redner verbreiteten sich über ihre Armuth und ihr Glend. Einige von ihnen hielten ihre Arme empor und entblößten ihre Brust, um ihre Nothheit zu zeigen. Sie wollten, sagten sie, darin unterwiesen sein, wie man reich werde, in dem Grade, wie der weiße Mann; wie man die Gnade des großen Geistes erlange und aufhöre, arm zu sein. Armuth, äußerste Armuth, war der Refrain ihrer Reden, der nahezu ganze Inhalt ihres Klaglieds. „Wir sind,“ sagte einer von ihnen, indem er den Präsidenten scharf ansah und so nahe auf ihn trat, daß sein Athem, während er sprach, die Wange Buchanan's berührt haben muß, „wie Ihr, Kinder des großen Geistes. Unsere Reise hat uns weit her zu Euch geführt. Anfänglich reisten wir nur langsam. An jedem Orte, wo wir anhalten mußten, glaubten wir Euch zu finden; wir fragten das Volk nach Euch und man sagte uns, daß Ihr noch weit entfernt wohntet. Endlich fanden wir Euch und sind dessen froh. Nach den Dingen zu urtheilen, die wir hier sehen (mit Hindeutung auf die vergoldeten Wände, die Teppiche und Vorhänge) müßt Ihr reich sein. Auch wir waren reich in vergangenen Tagen; auch wir waren vom großen Geiste begnadigt. Der Boden selbst, auf dem wir eben stehen (hier stampfte er sehr bezeichnend mit dem Fuße auf den Teppich) gehörte einst unsern Vätern. Jetzt sind wir arm, sehr arm. Wir können keinen Schutz vor der Kälte finden; wir sind aus unsern Besitzungen vertrieben und leiden Hunger. Jetzt kommen wir zu Euch um Hülfe; der große Geist wird durch den Mund des großen Vaters zu uns sprechen und uns sagen, was wir zu thun haben. Macht uns reich, wie die weißen Männer, damit unsere Armuth ein Ende nehme.“

Dies war der melancholische Inhalt aller ihrer Reden. Bei jeder Wiederholung des Wortes „arm“, das die Dolmetscher in der kältesten, ungeschminktesten Weise wiedergaben, lachte ein Theil der weißen Zuhörer, was die armen Rothhäute nicht wenig verblüffte, wie sich deutlich aus ihrem Mienenspiel erkennen ließ. Ihnen war offenbar die Armuth kein sprachhafter Gegenstand; sie waren nach Washington nur gekommen, um hiervon zu sprechen. In der Einfalt ihres Herzens hatten sie ge-

glaubt, der Präsident könne ihrer Armuth ein Ende machen, und sie hatten das Vertrauen zu allen ihren bisherigen Anschauungen des Lebens verloren, bloß um auf die gleiche Stufe des Besißes mit den weißen Männern zu gelangen. Und nun dieses Lachen! Der Präsident wußte ihnen ausgezeichneten Rath. Er sagte ihnen, daß sie so lange arm sein würden, als sie bloß von der Jagd sich ernährten; der Weg, um reich zu werden, bestehe darin, es zu machen wie die weißen Männer — das Land zu pflügen, die Kunst des Grobschmieds, des Zimmermanns, des Baumeisters, des Müllers zu lernen, und in mehr als in allem Andern darin, daß sie den unaufhörlichen Kriegen unter sich ein Ende machten. Ich höre, fügte er hinzu, daß die beiden hier anwesenden Stämme Pawnees und Poncas Todfeinde sind. Es ist mein Wunsch, den mir der große Geist in die Brust gepflanzt hat, daß Ihr nicht länger Feindschaft gegen einander heget, und daß Ihr zum Zeichen dessen in meiner Gegenwart Euch die Hände reiche. Dieß ward ihnen durch die Dolmetscher erklärt; die Feinde gaben jedoch außer dem gewöhnlichen Kehllaut, der ihre Zustimmung ausdrücken sollte, kein weiteres Zeichen der Befriedigung oder des Unwillens. Ich wünsche, sagte der Präsident, Eure Hände in einander zu halten und daß fortan ewiger Friede zwischen Euch sei. Die Häuptlinge der beiden Stämme traten herbei und schüttelten die Hände, zuerst dem Präsidenten und dann einer dem andern. Einer von ihnen reichte seinem frühern Feinde die linke Hand dar, allein dieß ward von dem Dolmetscher dahin erklärt, daß der Pawnee nur deshalb die rechte vorenthalte, weil dieselbe den Bruder des Ponca erschlagen habe, daß aber deshalb der neue Freundschaftsbund nicht weniger heilig gehalten werde, weil ihn die rechte nicht bekräftigt habe. — Werden sie Frieden halten? fragte hier Jemand den Präsidenten. „Ich habe den festen Glauben, daß sie dieß thun werden,“ antwortete dieser, „ein Friede, der in Gegenwart des großen Vaters geschlossen wird, gilt mehr denn sonst als heilig.“ Und hierin stimmten alle drei Dolmetscher mit ihm überein.

Damit endete die Vorstellung. Wo man übrigens auch die Rothhäute während ihres Aufenthalts in Washington beobachtete, war

es nun im Theater, wo sie höchst aufmerksam den Sprüngen einer berühmten Tänzerin zusahen, oder in ihrem Gasthose, wo sie ihre Zeit mit Kartenspiel und Rauchen zubrachten, oder im Arsenal, wo sie aus den Händen des Kriegsministers, Generals Floyd, die Musketen und Büchsen empfingen, welche ihnen die Regierung als Geschenke auf die Heimreise in ihre Wildniß geben ließ — überall mußte man sich stark angezogen fühlen von der natürlichen Würde und dem Verstand dieser armen Leute. Aber ihr Urtheil bleibt gesprochen. Zwischen ihnen und den Weißen gibt es keinen dauernden Frieden. Die weißen Männer stehen im Dienste der Civilisation, um sich den Weg durch die weite Wildniß zu bahnen, und sind von Natur rauher, kräftiger und von einem energischeren Willen besessen, als die Rothhäute. Zwischen beiden ist steter Gegensatz. Die Rothhäute, als die schwächeren, vermögen nichts gegen ihre weißen Gegner, die sie erbarmungslos wegen der kleinsten Beleidigung niederschießen, als Diebe mit dem Tode bestrafen und Whisky und Rhum da als Zerstörungsmittel anwenden, wo keine andern zur Hand sind. Die Zahl der Rothhäute, welche jetzt noch in den vereinigten Staaten übrig sind, beträgt bloß 314,622 Köpfe, also ungefähr die Hälfte der Bevölkerung von Philadelphia und auch diese werden rasch ausgerieben durch die Blattern, den Zerstörungskrieg unter sich, die Kugeln und Whiskyflaschen der Weißen. —

Langsam und traurig  
Erleiden sie die Berge des Westens  
Und lesen ihr Schicksal  
Im Untergang der Sonne.

In Mexico oder Südamerika gedeihen und vermehren sie sich noch oder vermischen sich mit den europäischen Racen, aber in den vereinigten Staaten und Canada, wo die angelsächsische vorherrscht, werden sie in wenigen Jahren von dem Boden verschwunden sein, der einst ihnen gehörte und keine Spur von sich zurücklassen, als die Namen einiger wenigen Flüsse oder Berge, und hie und da eines Staates, der in Ermanglung eines angelsächsischen den indianischen beibehält, wie z. B. Minnesota, das so eben die Aufnahme in den Staatenbund verlangt, oder Wisconsin und Michigan, die bereits aufgenommen sind. Ihr Loos, wenn

auch ein trauriges, ist unabänderlich. Die alten Briten leben in ihren Nachkommen fort; die Abkömmlinge der Ureinwohner von Nordamerika sterben aus, und ihr Blut trägt nichts zu dem Bau der großen Republik bei, die so rasch sich vergrößert, um ihren stets mächtigeren Schatten über die Welt zu werfen.

### Begräbnißfeier der Königin von Audh zu Paris am 27. Januar 1858.

Man behauptet, die Königin von Audh, welche vor ungefähr einem Jahre aus Indien nach England kam, um bei der Königin Viktoria und dem englischen Parlamente Schritte zur Wiedererlangung der geraubten Krone ihres Landes zu thun, habe nach einem Aufenthalt von nahezu einem Jahre das Vorgefühl ihrer nahenden physischen Auflösung befohlen. In diesem Vorgefühl verließ sie in der Zeit, als ihr Uebel schlimmer ward, England, „um“, wie sie sagte, „nicht ihr Dasein unter einem Volke zu beschließen, das der Urheber aller ihrer Leiden gewesen“. Am Mitternacht den 21. Januar 1858 kam sie in Paris an, und ward, gefolgt von ihren Dienern, welche Fackeln trugen, in einer Sänfte ins Hotel Lafitte gebracht. Ihre Krankheit nahm schnell daselbst zu, aber erst im letzten Momente ward Zusucht zu der Hülfe zweier berühmten Aerzte, der Doctoren Sabarrus und Royer, genommen. Allein es war bereits für deren Kunst zu spät und sie starb am 24. Dem Kummer nach, den ihr Gefolge auf das Bekanntwerden ihres Todes an den Tag legte, mußte die Königin sehr beliebt sein. Ihr weibliches Gefolge brach, als man es in ihr Gemach einließ, in die lautesten Klagen um ihren Verlust aus (dergleichen ist jedoch im Orient nicht selten mehr Ceremonie als tief gefühlt). Als Seine Hoheit Prinz Mirza den Tod seiner königlichen Mutter erfuhr, rief er gefaßt aus, „ärztliche Kunst konnte ihr nicht helfen, ihr Schicksal war besiegelt“. Seine Hoheit war aber (er starb kurz darauf) eben so fühlender Mensch, als Philosoph; denn man erfuhr später, daß er in seinem Gemache sich dem tiefsten Schmerze hingeeben habe, bis zu dem Grade, daß man für sein Leben besorgt war.

Wenige Stunden nach dem Tode Ihrer Majestät ward ihr Leichnam in ein Gemach des Erdgeschosses des Gasthofs gebracht. Ihr Gefolge zündete im Hofe ein großes Feuer an, und eine Anzahl desselben brachte die Nacht bei der Leiche zu. Der Eingang in das Gemach, wo dieselbe lag, war mit einem großen Tuche behangen, und die weibliche Bedienung balsamirte den Körper ein. Dieß geschah auf folgende Weise: der Leichnam ward auf eine Tafel gelegt und von einer Dienerin nach der andern aus großen Gefäßen mit Wasser begossen. Als dieß geschah und der Körper wieder sorgfältig abgetrocknet war, ward das Gesicht der Leiche bemalt, um den Anblick des Todes zu verbergen. Eine starkwohlriechende Flüssigkeit ward in ihren Mund gegossen, der dann mit rothem Wachs und dem Siegel des Königreichs Audh versiegelt wurde; eben so die Augen, Nasenlöcher und Ohren. Hierauf ward der Körper mit wohlriechenden Salben gerieben und in schöne und reiche Gewänder gehüllt. Jetzt war das Einbalsamiren fertig. Die Königin ward nun auf ein Bett gelegt, und die Trauerceremonien begannen, wie sie der mohamedanische Kultus vorschreibt. Ein Priester und die ersten Leidtragenden betraten jetzt das Gemach, das von zahllosen Lichtern erhellt war; es wurde gebetet und Verse aus dem Koran gesungen, während sich das Gemach mit den ausgesuchtesten Wohlgerüchen füllte.

Das Begräbniß der Königin fand am 27. Januar mit außerordentlicher Pracht statt. Als der Leichenwagen und das Leichengefolge am Thor des Hotels anlangten, wurden sie abgewiesen, da das Begräbnißfeuer noch nicht lange genug brenne. Wenige Stun-

den darauf war diese Ceremonie jedoch beendet und es wurden jetzt Anstalten gemacht, die Leiche zu ihrer letzten Ruhestätte auf dem mohamedanischen Begräbnißplatz des Péro la Chaiso zu verbringen. Ehe der Sarg in den Leichenwagen gebracht ward, trat ihre sämmtliche weibliche Begleitung nochmals in das Gemach, wo die Leiche auf dem Paradebette lag und wo der Priester noch immer Gebete herfragte. Der Leichenzug ging um 2 Uhr des Mittags vor sich. Den Sarg trugen acht der höchsten Leidtragenden in den Wagen, der ganz mit Silbergeweben bedeckt war und den acht weiße Pferde zogen. Dem Leichenwagen voran fuhr der Priester; hinter demselben ging der Prinz Mirza-Bahadur, der auf der einen Seite dem General Orioni, auf der andern dem Capitain Lynch den Arm reichte; hinter ihnen kamen ebenfalls zu Fuß gegen 12 Eingeborene des Gefolges, und zuletzt eine Reihe von zehn Wagen mit verschiedenen Gesandten und

Männern des Wissens und der Kunst. Eine unzählige Menschenmenge war in der Straße Laffite versammelt, um das Ganze anzusehen, und in dem Momente, wo die Leiche aus dem Hause gebracht wurde, trat eine Anzahl indischer Weiber von ausnehmender Häßlichkeit, jedoch reich und malerisch gekleidet, auf den Balkon.

Angekommen auf der Grabstätte des Péro la Chaiso ward ein weißes Tuch nahe dem Grabe gebreitet; auf dieses setzte sich der Prinz mit seinem Gefolge und betete laut, indem er die Tugenden der Verstorbenen hoch pries. Mit dem Untergang der Sonne ward der Körper der Erde übergeben.

Der Name der Königin ist in der Mairie des 2. Arrondissements wie folgt registriert: „Nalka Kachwar, Königin von Rudh, gestorben Rue Laffite im Alter von 53 Jahren“, der Ort ihrer Geburt ist offen gelassen, da weder ihr Sohn noch sonst wer ihres Gefolges denselben anzugeben im Stande war.

### Anlageakte, erlassen gegen den König von Delhi, letzten Inhaber des Thrones der Großmongolen von Indien.

Derselbe ist angeklagt:

1) Daß er, während er eine Pension von der britischen Regierung genoß, zu verschiedenen Zeiten zwischen dem 10. Mai und 1. Oktober 1857 den Mahomed Bukht Khan, Subahdar des Artillerieregiments und verschiedene andere Offiziere und Soldaten im Dienste der ostindischen Compagnie zu den Verbrechen der Auflehnung und des Auftrahs gegen den Staat angestiftet, dazu mitgeholfen und dieselben darin bestärkt habe.

2) Daß er zu verschiedenen Zeiten zwischen dem 10. Mai und 1. Oktober 1857 seinen Sohn Mirza Mogul, einen Unterthan der britisch-indischen Regierung, ebenso verschiedene andere unbekannte Bewohner von Delhi und der indischen nordöstlichen Provinzen, ebenfalls Unterthanen der genannten britischen Regierung, angestiftet, dazu mitgeholfen und darin bestärkt habe, sich aufzulehnen und Krieg gegen den Staat zu beginnen.

3) Daß er, als Unterthan der britisch-indischen Regierung und ohne Rücksicht auf seine Unterthanenpflicht, zu Delhi am 11. Mai oder ungefähr um diese Zeit, als Verräther am Staate, sich selbst als den regierenden König und Souverain von Indien proklamirt und verrätherischer Weise ungesetzlichen Besitz von Delhi ergriffen und behauptet habe; ferner, daß derselbe zu verschiedenen Zeiten zwischen dem 10. Mai und 1. Oktober 1857 in derselben verrätherischen Absicht sich mit Mirza Mogul, seinem Sohne, mit Mahomed Bukht Kahn, dem Subahdar des Artillerieregiments und andern Verräthern durch gemeinschaftliches Handeln verbunden habe, Auflehnung, Rebellion und Krieg gegen den Staat zu beginnen und vollständig ins Werk zu setzen; ferner, daß derselbe zur Verwirklichung seiner verrätherischen Absicht des Umsturzes und der Vernichtung der britischen Herrschaft in Indien, Streikräfte in Delhi

zusammengezogen und dieselben ausgesandt habe, um gegen die benannte britische Regierung zu sechten und Krieg zu führen.

4) Ferner, daß er zu Delhi am 16. Mai 1857 oder ungefähr um diese Zeit innerhalb des Palastes von Delhi treuloser Weise die Ermordung von 49 Personen, meist Weibern und Kindern von europäischem oder gemischt-europäischem Ursprung veranlaßt und befohlen habe; ferner, daß er zwischen dem 15. Mai und 1. Oktober 1857 verschiedene Soldaten angestiftet und bestärkt habe, indem er denselben dafür Belohnung durch Anstellung

theils gab, theils zusicherte, daß sie europäische Offiziere und andere europäische Unterthanen, wie auch Weiber und Kinder ermordeten; ferner, daß er verschiedenen eingeborenen Herrschern Befehle gegeben habe, Christen und Engländer niederzuschlagen und zu mordeten, wo sie sich auf deren Gebieten nur finden ließen, welsch alle diese Handlungen zusammen oder einzeln als ein Criminalverbrechen zu betrachten und nach der Acte 16 des Jahres 1857, erlassen vom indischen Gesetzgebungsrath, zu richten sind.

### Gefangennehmung Meeß, des chinesischen Vicekönigs und der andern hohen Würdenträger von Kanton.

Um  $\frac{1}{2}$  8 Uhr des Morgens, am 5. Januar 1857, während Regen fiel, drangen drei Colonnen englischer Nothröcke in die Stadt durch drei enge Straßen, während eine Abtheilung von 400 Mann französischer Blaujacken nach der Mauer zur Rechten derselben mit zwei Kanonen sich bewegte. Sie waren bald dem Gesichtskreise entschwunden. Die englische Abtheilung, welche Oberst Holloway anführte, war so glücklich, den beabsichtigten Erfolg zu erringen. Dieselbe marschirte im Geschwindschritt durch die Straße und wurde nur wenige Minuten durch einen geschlossenen Thorweg aufgehalten. Es war jedoch bloß passiver Widerstand. Die Pioniere öffneten sich mit wenigen Anstößen einen Weg durch dieses Hinderniß, wie auch durch eine Barrikade, welche nicht weit von demselben errichtet, aber nicht besetzt ist. Die Bevölkerung sieht aus den Thüren ihrer Wohnungen zu; die Coolies tragen Wassergefäße ab und zu im Rücken der Truppen, gerade, als sie nichts Ungewöhnliches vor. Jetzt gelangen die Truppen an einen Kreuzweg, in den eine der Hauptstraßen von Kanton mündet. Oberst Holloway sendet hier den Capitain Parkes mit zwei Compagnien zur Linken ab, um gegen das Gebäude, worin der öffentliche Schatz aufbewahrt ist, vorzurücken und denselben wegzunehmen, während er selbst den

Rest seiner Mannschaft zur Rechten führt. Hundert Schritte davon gelangen sie zur Vorderseite des Yamuns (Palastes), der gewöhnlichen Residenz von Pih-Kwi, dem Gouverneur der Stadt und Provinz. Wie die Vorderseite aller chinesischen Yamuns hat er die Gestalt eines unschönen Vierecks, mit einer Mauerwand auf der einen Seite, wozu ein Thier in riesiger Größe abgebildet ist. Die Vorderseite dieses Yamuns besteht fast ganz aus zwei Thoren, worauf von ungeschickter Hand zwei große Figuren, wie Gog und Magog, abgebildet sind. Dies ist der in den Instructionen des Obersten bezeichnete Platz. Jetzt erschallt das Commando: „Nun voran!“ Die Pioniere stemmen sich gegen die Thore, und diese, nur schwach angelehnt, gestatten den Einlaß. Einen Augenblick darauf stürmen die Nothröcke, in Gliedern von vier Mann, über einen breiten granitenen Fußweg, in die Mitte eines ungeheuern Hofes, während Bäume und Strauchwerk den Fußweg beschatten, niedrige Gebäude rechts und links das Ganze einschließen, und im Hintergrunde ein großer, scheunenartiger Pavillon den Schluß bildet. Jetzt werden an jedem Fleck Wachen ausgestellt, während die Hauptmacht ihren Weg fortsetzt.

Einige wenige chinesische Wachen mit

Piken und Luntenschloßern, auf die man hier stößt, werden entwaſſnet und zum Eingangsthor getrieben, der Pavillon aber eilig durchsucht. Da man den Gesuchten nicht darin findet, so wird weiter geilt in einen andern Hofraum, ähnlich dem vorigen, nur mehr granitene Terrassen und Fußwege, mehr Bäume und Strauchwerk, mehr niedrige Gebäude enthaltend, und mit einem ähnlichen dunkeln Pavillon geschlossen. Es wiederholt sich damit, was mit dem vorigen geschah; aber man begegnet blos einigen überraschten Wachen und einer Schaar Aufwärter. Jetzt gelangt man in eine geräumige, halb verfallene Halle und darüber hinaus wieder in einen Pavillon. Dieser ist ein in schlechtem Styl gebauter, schmutziger Audienzsaal, in den eine englische Rakete ihren Weg gefunden hatte. Hier befinden sich rechts und links kleinere Thüren mit Vorhängen, die offenbar zu Privatgemächern führen.

Das Commandowort „Gewehr bei Fuß“ und das Anstoßen der Muskettschäfte auf dem steinernen Pflaster verursacht ein Geräusch, dessen Echo das alte Gebäude erschüttert. In diesem Augenblick geht eine der Flügelthüren auf, und ein alter Mann in dem gewöhnlichen blauen chinesischen Gewande, dessen Kopf eine Mandarinsmütze mit dem rothen Knopfe schmückt, erscheint auf der Schwelle. Er

trägt einen schwarzen Schnurrebart, hat ein lebhaftes Auge und mehr geistigen Ausdruck in den Gesichtszügen, als man in der Regel bei Chinesen findet. Seinem Mienenpiel nach zu urtheilen, scheint er zu sagen: „Was mag denn all dieser Lärm bedeuten?“ Jedermann fühlte, daß dieß Niemand sein konnte, als Pih-Kwi selbst. Oberst Holloway legte die Hand auf seine Schulter und führte ihn höflich in sein Gemach zurück, wo er ihn bedeutete, sich niederzusetzen, indem er eine Wache in seine Nähe beorderte. Der alte Herr saß gemüthlich bei seinem Frühstück, als die englischen Seesoldaten hereinstürmten.

Es entstand nun eine kleine Pause, bis ein Dolmetscher herbeikam, während welcher der Gouverneur, der erkannte, daß er in keiner unmittelbaren Gefahr schwebte, den Gleichmuth wieder gewann, den er äußerlich immer zur Schau trug. Man forderte ihn jetzt seine Amtsstempel und Papiere ab. Allein er gab vor, unseliger Weise am selben Morgen die Schlüssel verlegt zu haben. „Man erkläre ihm, sprach Oberst Holloway, er solle sich deshalb keine Sorge machen; ich habe einen Hauptschlüssel bei mir,“ und auf ein Zeichen von ihm trat ein schlanker Pionier mit seiner Art hinzu. Hierauf hob der Gouverneur ein Tuch auf und siehe da! die verlorne Schlüssel fanden sich „zufällig“ unter demselben.

#### Plünderung des kaiserlichen Schates in Kanton.

Mittlerweile war Capitain Parkes mit seiner Abtheilung nicht weniger glücklich. Indem sie sich zur Linken wandten und die Hauptstraße hinabmarschirten, kamen sie an das Gebäude, welches als die Schatzkammer bezeichnet war. Auch hier gaben die Thore dem ersten Anprall nach; die Ueberraschung war vollständig, da ein Theil der Wache mit Schlafen, der andere mit Kochen und wieder einer mit Rauchen beschäftigt war. Alle verhielten sich mäschenstille, als sie englische Bajonette gegen sich gerichtet sahen. Sechs Tage lang war das westliche Thor Kantons offen gelassen und Niemand für seine Person,

Waaren oder Schätze der Austritt verweigert worden und doch war die Schatzkammer so mit Silber angefüllt, wie vielleicht jemals. Man fand darin 52 Kisten, welche ein einzelner Mann nicht in die Höhe zu heben im Stande war, und 68 Barren massiven Silbers. Auch befand sich daselbst in einer Vorrathskammer das kostbarste Pelzwerk für die Mandarinentracht und ein Zimmer mit Kupfermünze. Die Befehle lauteten dahin, das Geld wegzuschaffen, alles Andere aber unberührt zu lassen. Dieselben wurden aufs Pünktlichste vollzogen. Es entstand nun aber die Frage, wie diese schwere Masse Silbers weg-

zuschaffen sei. Es hatte sich mittlerweile eine Menge Menschen an der Nordseite des Gebäudes eingefunden und einer der Offiziere hatte den glücklichen Gedanken, auszurufen: „Wer dieses Silber ins englische Lager schaffen hilft, soll einen Dollar Lohn erhalten!“ Augenblicklich stob die Menge auseinander, um ihre Bambusstäbe zu holen und kurz darauf sah man gegen tausend Freiwillige sich um die Ehre streiten, den Schatz ihrer

Stadt ins Feindeslager zu schaffen. Als die letzten englischen Soldaten die Schatzkammer verließen, stürzte der chinesische Pöbel wie eine zahllose Menge ausgehungertter Wölfe auf dieselbe zu. Die Engländer konnten auf ihrem Weitermarsche das Geschrei und den Lärmen hören, mit dem sie sich über das Pelzwerk und die andern zurückgelassenen Gegenstände hermachten.

#### Gefangennehmung des Tartarengenerals Mukitena in Kanton.

Gleichzeitig mit diesen Operationen hatten die Franzosen über die Wälle die Richtung nach dem westlichen Thore zu genommen und solches geschlossen. Indem sie eine Abtheilung zu dessen Bewachung zurückließen, wandte sich die Hauptmacht den Mastenstangen zu, welche die Lage des Palastes bezeichneten, wo der Tartarengeneral wohnte. Wenn überhaupt irgendwo, so war hier Widerstand zu erwarten. Aber Alles war hohle, schmachvolle Aufgeblasenheit. Man kam, um eine palastähnliche Festung zu bezwingen und fand nichts als baare Wildniß, colossale Höfe mit hochgewachsenem, an manchen Stellen verdorbenen Grase; Räume, groß genug für eine ganze Armee, aber dem Anschein nach von keinem einzigen Soldaten betreten; weite, leere, faulende Hallen, deren Dachwerk von Tausenden von Fledermäusen wimmelte, während die Fußböden zolltief von Schmutz bedeckt

waren. Auf Pih-Kwis Fische fand man einen Bericht des Tartarengenerals, daß 7000 Tartaren unter seinem Befehle stünden. Wo waren sie denn? So viel war sicher, daß solche innerhalb eines Jahres nicht in diesen Yamun gekommen waren; der Tartarengeneral muß hier ganz allein gewohnt haben. Ein einziges Hundert Leute hätte dieses hohe Gras niedergetreten und diese eckelhaften Schwärme von Fledermäusen verjagt. Einige Tage später kamen verschiedene englische und französische Offiziere in diesen Yamun, um Quartier daselbst zu machen. Nach genauer Besichtigung ergab sich als Resultat, daß nur zwei Gemächer des ganzen Gebäudes geeignet seien, einen anständigen Menschen zu beherbergen. Aus einem derselben vertrieben die Franzosen den Tartarengeneral, der mit einem weniger guten Raume in der Nähe vorlieb nehmen mußte.

#### Gefangennehmung des Vicekönigs Yeh.

Wenden wir uns nunmehr zu diesem. Consul Parkes, der als Dolmetscher der Abtheilung Oberst Holloways zugetheilt war, kam zu spät und befand sich ohne Escorte. Während er über sein Mißgeschick klagte, traf er mit Commodore Elliot zusammen, der, angeeifert durch Parkes Erzählung, daß

er Yehs Schlupfwinkel einigermaßen kenne, auf seine eigene Verantwortung hin den Entschluß faßte, ihn mit vierhundert Blaufacken (Matrosen) zu begleiten. Parkes rechnete darauf, Yeh in dem kaiserlichen Bibliothekgebäude zu finden, wurde jedoch hierin getäuscht. Er fand bloß einen einzelnen, tief in das

Studium verfunkenen Chinesen daselbst. Als man denselben aus seinem einsamen Gemache hervorzog und einem scharfen Verhöre unterwarf, brachte man ihn nach und nach zu dem Geständnisse, daß Yeh zwar da gewesen sei, aber das Gebäude schon seit mehreren Tagen verlassen habe. Zuletzt fiel ihm ein, derselbe werde sich drei (englische) Meilen von da befinden, irgendwo im südwestlichen Ende der Stadt in einem kleinen Yamun des Gouverneurs. Dahin wandte man sich demnach, indem man den chinesischen Gelehrten als Führer benützte. Der Gouverneur befand sich um diese Zeit im Gewahrsam des Obersten Holloway und der Admiral Seymour wie der General Straubenzee waren bei ihm angelangt. Ein Verhör fand auch hier statt, in dem der Gouverneur nach verschiedenem Drängen zugab, daß auch er den Schlupfwinkel Yehs kenne, und dieselbe Dertlichkeit wie der Gelehrte namhaft machte. Man veranlaßte ihn, einen zweiten Führer mitzugeben, und die Blaujacksen machten sich, die zwei Chinesen voran, dahin auf den Weg.

Endlich nach einem ziemlich weiten Marsche machten die Führer an einem Yamun von geringem Aussehen Halt, der geschlossen und verlassen schien. Die Thüren wurden jedoch aufgerissen und die Blaujacksen waren in einem Nu über den ganzen Raum verbreitet. Offenbar befand man sich auf der richtigen Fährte. Der Ort war voll von eilig zusammengepackten Effekten, Mandarinen rannen hin und her, bis einer derselben heran kam und sich als Yeh zu erkennen gab. Er war jedoch nicht feist genug; Parkes schob ihn daher auf die Seite und eilig gieng weiter, bis man an eine fette Gestalt kam, welche sichtbare Versuche machte, sich am äußersten Ende des Yamuns über die Mauer zu schwingen. Capitän Key und Commodore Elliots Bootsmann rannen darauf zu. Key nahm den fetten Herrn um den Leib und der Bootsmann wickelte den erhabenen Pops des kaiserlichen Stellvertreters um seine Faust. Es war keine Verwechslung mehr — es war der wahre Yeh. Instinctmäßig fühlten dies die Blaujacksen heraus; in ihrem Wonnegefühl warfen sie ihre Hüte in die Höhe und brachten drei weithin schallende Hurrahs aus. Er zitterte stark, als man ihn gefangen nahm; auf's Kräftigste verläugnete er seine Person und

erst nachdem Consul Parkes ihn verschiedene Male versichert hatte, daß er persönlich nichts zu fürchten habe, ward er beruhigt. Mit dem Augenblicke jedoch, daß er diese Ueberzeugung gewann, kehrte auch seine Anmaßung zurück. Mit vornehmem Anstande richtete er sich in seiner Sänfte auf; aufgefordert, seine Siegel abzugeben, brach er in ein höhmisches Gelächter aus, namentlich als man ihm begreiflich machte, daß man ihn gefangen wegführen werde. Er wolle warten, bis die Männer Elgin und Gros (der englische und französische Bevollmächtigte) herbeikämen. Die Kunde von seiner Gefangennahme ward nun in's Hauptquartier gefandt. Oberst Holker kam mit einer starken Abtheilung Marine-soldaten herbei und Yeh zitterte wieder, als er gefangen in seiner Sänfte weggeführt ward.

Vor dem großen chinesischen Bethause auf dem Magacinshügel befindet sich ein vier-eckiges großes Gebäude, das jetzt zum britischen Hauptquartier diene. An diesem Tage war die Säulenhalle dieses Gebäudes gedrängt voll von Postcapitainen, Obersten und andern Bediensteten der Militärten. Man kannte nämlich bereits allgemein die Neuigkeit, daß die Stadt eingenommen, und die hohen Würden-träger des himmlischen Reichs der Mitte gefangen seien; Jedermann war daher neugierig, die Gefangenen zu sehen. Zuerst kam Pih-Kwi, nach ihm mit majestätischem Schritt, beinahe riesiger Gestalt und von ansehnlichem Körperumfang, der Tartarengeneral. Er ist sechs Schuh vier Zoll groß. Sie wurden in das schmale Gemach am Ende der Säulenhalle geführt, wo sich die beiden Herrn mit einer Würde niederseßten, als seien sie gekommen, eine Staatsvisite zu machen.

Platz für den großen Mandarinen! Unter Voranschritt des Obersten Holker, der sein Schwert gezogen hatte, und in Begleitung des Commodore Elliot und des Capitän Key wackelt der große Yeh heran, dem zwei Reihen Marine-soldaten folgen. Man weist ihn nicht in das kleine Gemach zu den beiden Andern, sondern in das Zimmer des Admirals. Während des Ganges dahin hätte er im Vollgefühl seiner viceköniglichen Gewalt den Kopf nicht höher tragen können.

Nachdem einige Begrüßungen gewechselt

waren, befragte ihn der englische Admiral wegen einiger Gefangenen, die sich in seinem Gewahrsam befinden sollten. Er gab sich das Ansehen, als habe er die Frage mißverstanden, denn er antwortete: „Diese achtzehn Leute waren meine Kriegsgefangenen. Es machte mir deren anständiges Begräbniß große Sorge. Ich kann Euch deren Gräber jeden Augenblick zeigen.“ „Was waren das für achtzehn Männer“, fragte der Admiral, „und wann wurden sie gefangen genommen“? Die Antwort lautete: „Wie soll ich Euch sagen können, wer sie waren, oder mich erinnern, wann sie gefangen genommen wurden? Die Mißheiligkeiten dauerten vom Oktober bis Januar, wo Ihr geschlagen und vertrieben wurdet und Eure Schiffe den Reisfaus nahmen. Es muß damals gewesen sein.“

Offenbar konnte es nicht der Würde des Admirals und des Generals angemessen sein, diese Unterhaltung weiter zu führen. Nach einiger Berathung mußte Parkes seine „Excellenz“ versichern, daß man für seine persönliche Sicherheit und Bequemlichkeit alle Sorge tragen werde, daß man es aber für nöthig erachte, ihn an Bord eines Schiffes zu bringen. „Ich sehe hierzu keine Veranlassung“, erwiderte Seine Excellenz; „was man von mir will, kann ich eben so gut hier verrichten.“ Als aber Yeh bemerkte, daß die Admirale ernst und unerbittlich blieben, und im Begriffe waren, sich zu entfernen, ward er unruhig. Seine erschrocken Blicke durchflogen das Gemach und er setzte nach einer längern Pause hinzu: „Wohl dem, so nehme ich Eure Einladung an. Ich freue mich in der That darauf, daß ich einen Anlaß erhalte, eines Eurer Schiffe näher zu sehen.“ Es dauerte indeß über eine Stunde, bis er, nachdem er allerlei Einwände versucht, endlich in seiner Sänfte Platz nahm. Während er so mit seiner Eskorte Seesoldaten längs den Mauern des Landungsplatzes hingeführt wurde, begegnete er einem Schwarm mit dem Transport des Schages beschäftigter Coolies, die ihre Lasten abgestellt und Seine Excellenz mit dem fürchtbarsten Hohne bewillkommen haben sollen. Dies war zu viel für ihn. Er knirschte vor innerer Wuth mit den Zähnen.

Yeh ist jetzt Kriegsgefangener auf dem eng-

lischen Linienschiffe „the Inferible“, der Mann, auf dessen Befehl mehr als 70,000 Menschen in Kanton während zweier Jahre hingerichtet worden sein sollen und der von den ersten Staatsmännern Englands auf der Rednerbühne des Parlaments als größtes Scheusal der Neuzeit hingestellt wird.

Der Kronekönig von Kanton verließ China gegen Ende Februar, um nach Kalkutta gebracht zu werden, wo er bis zum Frieden internirt werden soll. Seine Haltung, seine Sprache und Ideen, welche das Erfahrene nicht zu ändern vermochte, bewiesen, daß er unter gewissen Umständen wieder gefährlich werden könnte, weshalb man seine Entfernung für gerathen hielt. Am Vorabend vor seiner Abreise besuchte ihn Lord Elgin, der britische Obercommissär, an Bord des „Inferible“ und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Tags zuvor nahm man gesprächsweise eine Art von Verhör mit ihm vor. Mehrere Personen wohnten diesem Verhöre bei, welches von einem englischen Commissär geleitet wurde und dessen Hauptinhalt folgender war:

Der Commissär: In welchem Theile Chinas sind Sie geboren und welches ist Ihr Ursprung?

Yeh: Ich bin im Dorfe Rao-Fih in der Provinz Ho-Nan geboren; mein Vater war Korbsflechter und betrieb außerdem einen kleinen Reichhandel. Wir waren 14 Geschwister; schon frühzeitig zeigte ich Geschmack für Lectüre und kaufte mir Bücher, so oft ich etwas Geld hatte. Nach einigen Jahren galt ich unter meinen Kameraden für einen sehr unterrichteten Mann, und als der Generalinspektor des öffentlichen Unterrichts, welcher alle fünf Jahre in jede Provinz reist, in unser Land kam, meldete ich mich zum Examen. Nachdem mein Ansuchen genehmigt war, stellte ich mich mit einem erläuternden Commentar des „Lao-Kio“, eines Buches der großen Wissenschaft des Confucius vor, und nach dreitägiger Prüfung wurde ich zum Gelehrten dritter Classe ernannt und als Repetitor des Kollegs von Khai-Famy, Hauptort der Provinz, angestellt. Der Mandarinengouverneur von Ho-Nan lernte mich kennen, und nahm mich zwei Jahre später mit in die Hauptstadt, wohin er berufen war. Nach und nach wurde ich Schriftgelehrter zweiter

und erster Classe. Mein Protektor starb; aber ich war von dem Chef des Kuy-Ko, Direktor des Kabinetts des Kaisers, bemerkt worden, und bekleidete bereits den Rang eines Vicepräsidenten des Hing-pou oder Straßpolizeigerichts. Zwei Missionen, mit welchen ich beauftragt wurde, zogen die Aufmerksamkeit unseres erhabenen Herrschers auf mich und im Jahr 1847 wurde ich dem sehr würdigen und sehr bebauerten Houang-Niang-Tong beigegeben, welcher Gouverneur von Kanton war.

Der Commissär: Hier beginnt Ihre neue Carrière, Ihre unseligen Beziehungen zu den Fremden und Ihre grausame Tyrannei gegen Ihre Landsleute.

Yeh: Hören Sie! Das Land war damals von einer furchtbaren Insurrektion heimgesucht, die es zu bewältigen galt; die Empörer verbrannten Städte und Dörfer und mordeten die Bewohner; sie mußten zur Ruhe gebracht werden. Der Vicekönig Sin, bei welchem wir waren, schenkte keinem der Schuldigen das Leben und es gelang ihm dadurch, die Revolution zu dämpfen. 1853 starb er; ich folgte ihm und seinem Beispiele und nach und nach ward man Meister der Insurrektion.

Der Commissär: Sie wandten dazu schauderregende Mittel an. Sie ließen Gefangene lebendig zertheilen und ihnen das Fleisch fegenweise abreißen.

Yeh: Hören Sie! Es war ein Rebellenchef, welcher alle unsere Soldaten, deren er habhaft wurde, zwischen zwei Brettern zerfagen ließ. Ich sagte ihm, daß ich Gleiches mit Gleichem vergelten würde; seine Familie wurde gefangen; ich ließ sie in der erwähnten Weise hinrichten; er aber hatte uns 6,000 Mann und darunter viele Offiziere zerfagen lassen.

Der Commissär: Wie hoch schlagen Sie die Zahl der Menschen an, welche sie hinrichten ließen?

Yeh: Auf 60,000; aber die Rebellen tödteten uns mehr denn 300,000.

Der Commissär: Sie ließen eine große Menge Menschen tödten, die gar nicht zur Insurrektion gehörten.

Yeh: Urtheilen Sie. Die Provinz Kanton ist die Zufluchtsstätte aller Verbrecher des Reichs, welche entweichen. Ich sah, daß viele Verbrechen begangen wurden und ordnete häufige Hinrichtungen an, jedoch stets von Mördern und Dieben, welche ihre Vergehen fast immer gestanden.

Der Commissär: Ihr Land ist ein trauriges Land, daß es so viele Verbrecher darin gibt.

Yeh: Meine Schuld ist es nicht.

Der Commissär: Das ganze Volk haßte sie.

Yeh: Ich ward es nie gewahr. Die Stadt war ruhig, die Geschäfte waren belebt und im Gedeihen. Der Kaiser, mein unsterblicher Herr, hatte mir zur Belohnung den Titel „Nantfia“ verliehen, den höchsten von allen, und ermächtigte mich, den Beinamen „Man-zin-shin“ (glänzender Jaspis) zu führen.

Der Commissär: Man sagt, daß Sie große Reichthümer anhäufsten und dazu Ihre Stellung mißbrauchten.

Yeh: Geben Sie wohl acht; das ist falsch. Ich bin reich an Titeln und Ehren, aber arm an Geld. Ich schicke einen großen Theil meiner Einkünfte an meine Verwandten, und in meinem Geburtsorte ließ ich auf meine Kosten einen Tempel und mehrere Häuser für die armen Familien bauen. Was meine Feinde betrifft, so sind sie meistens in den hohen Classen, und namentlich unter Jenen, welche meine Stelle wünschen.

Damit endete die Unterredung. Yeh ist ein Mann von unbestreitbarer Intelligenz, äußerst stolzen und unbeugsamen Charakters. Sein einziges Streben ist, zu den höchsten Würden und Ehren zu gelangen. Die von ihm begangenen Grausamkeiten liegen, leider, zum großen Theile, im chineesischen Regierungssysteme und in dem Volkscharakter. Der Besuch Lord Elgins schmeichelte ihm ungeheuer; er ist über sein Schicksal beruhigt und weiß, daß er nichts zu fürchten hat. Er bat sich die Gunst aus, nach Kalcutta von mehreren Dienern und zwei Gelehrten, seinen Sekretären, begleitet zu werden.

Eine Sclavengeschichte, als Beitrag zu einer Schilderung nord-amerikanischer Zustände.

Anfangs Februar 1858 landete zu Liverpool ein Schwarzer, der, im Frachtraume eines Baumwollenschiffes verborgen, von New-Orleans dahin gekommen war. Die Wahrheit dessen, was derselbe von seinen ausgestandenen Leiden erzählte, ist als verbürgt anzusehen. Seine Aussage lautete:

Mein Name ist Thomas Wilson. Das Schiff Metropolis, Capitän Foster, brachte mich von New-Orleans hierher. Ich bin in der Slaverei geboren, war stets ein Slave und jetzt bin ich 45 Jahre alt. Zuletzt gehörte ich sieben Jahre lang dem Baumwollenspacker Heinrich Fastman von New-York. Vorher hatte ich dem Obersten Barr zu Woodford angehört. Dort besaß ich ein Weib und drei Kinder und hatte überdies ein viertes durch den Tod verloren. In öffentlicher Versteigerung wurde ich daselbst um den Preis von 2,500 Dollars verkauft und von Weib und Kindern weg, die ich seitdem nicht mehr sah, nach New-Orleans gebracht. Kurz nach meiner Ankunft in New-York war ich schlimmer Behandlung ausgesetzt gewesen. Ich verstand es nicht, Baumwollensballen zu knüpfen; die Sache war mir neu und ich ungeschickt; ich wurde dafür gepeitscht. Man pflögte mich quer über einen Baumwollensballen zu binden und mir mit einem Lederriemen 200 — 300 Hiebe aufzuzählen. Die Spuren kann man an meinem Körper, von den Füßen an bis zum Kopfe, sehen. Etwas später, als ich nach Woodford verkauft ward, hatte mir der Factor daselbst, als ich ihm bei einer Züchtigung Widerstand leistete, den Muskel des rechten Arms zerhauen und ihn dann wieder zusammennähen lassen. Er that dies, wie er sagte, um meinen Arm, der zu stark sei, schwächer zu machen. Nachdem ich ungefähr ein und ein halb Jahr in New-Orleans war, entließ ich in die Wälder; der Factor verfolgte mich dahin mit einem Rudel Bluthunde, die meinen Körper fürchterlich zürchteten, wie man heute noch sehen kann. (Bei diesen Worten schob er seine Weinkleider in die Höhe und ließ starke Narben sehen, die das ganze Bein bis an die Kniekehle bedeckten.) Der Factor tritt mir mit seiner Flinte nach, womit er

mir 14 Neschrote, die man heute noch sehen kann, in die Hüfte schoss, während die Hunde noch immer fortfuhren, mich mit ihren Zähnen zu zerfleischen. Alles dies versetzte mich in einen Zustand von Bewußtlosigkeit, der ungefähr eine Woche dauerte. Als ich wieder etwas zu Kräften gekommen war, brannten sie meinen Rücken mit einem weißglühenden Eisen und meine Beine mit Terpentingeiß, um, wie sie sagten, mich für mein Entrinnen zu bestrafen. Sie legten mir hierauf einen eisernen Ring um den Hals, den ich acht Monate lang trug, und eben solche Ringe um meine Beine. Von da an war ich streng beobachtet, entwischte aber doch wieder während einer Nacht, eine Woche nach Christtag und verbergte mich unter Sägespähnen in einer Sägemühle unterhalb New-Orleans. Der Factor und seine Hunde folgten mir auch dahin, fanden mich aber nicht. Ich schlüpfte darunter hervor und lief davon, dem großen Salzwassersee zu, hinter Orleans, um mich unter dem Buschwerk seiner Ufer zu verbergen. Es gibt Alligatoren in diesem Flusse, die mich, während ich knietief darin watete, mit lautem Geräusch verfolgten, und mich zu erhaschen trachteten. Diefers mußte ich mich auf Bäume flüchten, um ihnen zu entgehen, doch fühlte ich mich unter ihnen mehr in Sicherheit, als unter den Weißen. Gegen Morgen um 4 Uhr ging ich auf den Hafen zu und begegnete auf dem Wege dahin einigen Leuten, die mit Gewehren und Hunden mich suchten. Es fing gerade an zu tagen. Um sie irre zu führen, ging ich pfeisend und singend bei ihnen vorüber, und täuschte so ihre Aufmerksamkeit. Im Hafen angelangt nahmen mich einige von dem farbigen Schiffsvolk der Metropolis an Bord und verbargen mich unter Baumwollensballen. Ein Mann aus dem Schiffsvolk war durch unvorsichtige Aeußerung die Veranlassung, daß man das Schiff nach mir durchsuchte, jedoch vergebens, obgleich man mir ganz nahe kam. Der Gedanke, abermals zurückgebracht und gepeinigt zu werden, machte mich schauern. Auch fürchtete ich für die Farbigen, welche sich meiner angenommen hatten. Man hielt mich

vor allen Weissen verborgen, und der Schiffscapitän erfuhr erst dann etwas von mir, als er bereits seinen Leuten in Liverpool den Lohn ausbezahlt hatte. In diesem Schlupfwinkel war ich ungefähr 4 Wochen lang verborgen gelegen, bis das Schiff hier (in Liverpool) anlangte. Während dieser ganzen Zeit wurde ich von dem farbigen Schiffsvolke, das mich aufgenommen hatte, jede Nacht mit Speise und Trank versehen. Als ich das

erstemal meinen Fuß ans Land setzte, machte mich der Anblick eines jeden Weissen, an dem ich vorüberging, zittern; ich suchte daher auch stets mich möglichst zu verbergen, und bettelte bloß des Nachts um Brod. Stets peinigte mich die Angst, in die Sclaverei zurückgebracht zu werden, denn ich wußte damals noch nicht, daß ich mit dem Betreten des englischen Bodens frei war.

### Ein Staatsbesuch zu Hyderabad.

Der Nizam (Beherrscher) von Hyderabad, war der erste der indischen Fürsten, welcher sich unter den Schutz der ostindischen Compagnie begab, in Folge dessen er seitdem nur noch einen schwachen Schatten von Oberherrlichkeit über sein Land besitzt. Um diesen Schutz wirksam auszuüben, unterhält die ostindische Compagnie an seinem Hofe einen Residenten mit einer Heeresmacht von 10,000 Mann, deren Unterhaltungskosten von dem Vasall bestritten werden.

Dieses Reich, sonst auch das Dekkan geheißen, einst eine Provinz der großen mongolischen Macht, enthält nach den neuesten Zählungen 10 Millionen Einwohner; die Hauptstadt gleichen Namens, das ehemalige Golconda, soll deren 250,000 enthalten.

Nähert man sich dieser Stadt, so bemerkt man kein äußeres Anzeichen, daß man sich unweit der im Umfange größten, reichsten und bevölkerlichsten Stadt Hindustans befindet. Der Boden ist eben so wenig angebaut, die Hütten so armselig wie anderwärts. Nur sieht man schon aus der Entfernung von 3 Stunden seine Dome, seine Kuppeln und hauptsächlich die 4 Minarets seines berühmten Karavanserais, des Ischarminar, sich prachtvoll vom blauen Himmel ablösen.

Für einen Europäer wäre es wenig rathsam, sich ohne Eskorte in europäischer Tracht, zu Fuß, zu Pferd oder in einer Sänfte in diese Stadt zu begeben. Er käme an keinem Zoghi (Hindu-Bettelmönch), an keinem Fakir (muselmännischen Religiosen) vorüber, ohne

als Ungläubiger, als „Kassir“, der Verwünschung und öffentlicher Unbill preisgegeben zu werden. Will man daher diese Stadt ohne besondere Gefahren besuchen, so thut man wohl daran, eine der zwei oder dreimal des Jahres wiederkehrenden Gelegenheiten, wenn nämlich der englische Resident zu irgend einem großen Feste an den Hof des Nizam oder zu dessen Minister eingeladen ist, zu benutzen. Tritt dieser Fall ein, so ermangelt die Behörde nicht, es zuvor bei allen ringsum wohnenden Europäern bekannt zu machen, damit solche ihre Neugierde an dem orientalischen Schaugepränge befriedigen können. Der englische Resident, um dessen Begleitung es sich handelt, findet ebenfalls seinen Vortheil dabei; seine Eskorte wird dadurch zu einer durch den Reichthum der Uniformen und Waffen, den Federnschmuck ihrer militärischen Kopfbedeckung sich auszeichnenden glänzenden Schaar, die ihren mächtigen Eindruck auf eine asiatische Bevölkerung, welche, wie die Kinder, stets alles Schimmernde anschaunt, niemals verfehlt. Ein Besuch in dem ehemaligen Golconda, dem Zabelland des Reichthums, dem Eldorado der Alten, hat solche Reize, daß nicht leicht Jemand denselben widerstehen kann, und daß alle Diejenigen, welche eine einigermaßen hervorragende Stellung inne haben, sich begierig hinzudrängen. So war es auch diesmal der Fall; das Fest sollte bei dem Minister des Nizams in seiner Sommerwohnung oder Baghaberi stattfinden; um jedoch dahin zu

gelangen, mußte man die Hauptstadt in ihrer ganzen Länge durchschreiten; an dem Palaste des Ministers sollte einiger Halt gemacht werden. Bestimmt wurde, daß sich die ganze Gesellschaft zu einem Frühstück in dem Palaste des Residenten, welcher in der größern Vorstadt, Chaderghat genannt, liegt, versammle; dort fände man Elephanten, die der Minister zum Transport seiner Gäste hersenden, wie auch die militärische Begleitung und die Ceremonienmeister, welche den Zug vervollständigenden sollten.

Um 11 Uhr des Morgens \*) kündigte der Eschobdar, eine Art Ceremonienmeister, die Stöcke mit silbernen Knöpfen tragen, von Seiten des Ministers an, daß Alles zu unserm Empfange bereit sei, und zu gleicher Zeit, daß das Suwarri Seiner Excellenz des englischen Residenten und im Hofe des Palastes erwarre; man nennt nämlich Suwarri (wörtlich Cavalcade) ein Gefolge von Reitern, Elephanten, Dienern aller Art, von denen sich, nach Art der eingeborenen Fürsten, die europäischen Würdeträger bei feierlichen Gelegenheiten begleiten lassen. Die ostindische Compagnie trägt die Kosten des Suwarri: eine Anzahl Elephanten, eine Compagnie regelmässige Kavallerie, welche eines der Regimenter der Garnison von Sekunderabad stellt, hat den Dienst bei der Residenz zu versehen, ebenso wie eine bedeutende Anzahl Diener, welche Abzeichen ihrer verschiedenen Berrichtungen tragen. Nur durch Entfaltung eines bedeutenden Schaugepranges vermag man nämlich das indische Auge zu blenden. Die Thore öffneten sich und wir sahen wirklich in Schlachtordnung am Fuße der großen Treppe 15—20 Elephanten aufgestellt, welche prächtige goldgestickte Scharlachdecken und auf dem Rücken die einen eine Art Divan, die andern ein viereckiges Gestell mit Polstern, das ein kleiner chinesischer Pavillon krönte trugen. In diesen sitzt man mit übereinandergeschlagenen Beinen nieder. Wieder andere, und zwar die bequemsten, waren mit einem Phaeton ohne Räder, in dem zwei Personen eine neben der andern sitzen konnten, versehen. Auf der hintern Seite dieses Phaetons waren kleine Sitze für einen Diener ange-

bracht, die jedoch in der Regel leer blieben. Bei allen feierlichen Zügen in Indien müssen nothwendig, so will es der Brauch, Elephanten verwendet werden; gewöhnliche Reisen macht man in Sänften, reiche Europäer machen sie auf arabischen Pferden, während ihre Effecten von Kameelen oder Döhsen ihnen nachgetragen werden.

Die Gesellschaft theilte sich in Gruppen von zwei oder drei Personen, und jede solche Gruppe wählte sich ihren Elephanten aus. Der unsrige, einer der größten anwesenden, trug einen Phaeton oder Gaudah, der sich 14 Fuß über dem Boden erhob. Für mich war es das erste Mal, daß ich eines dieser ungeheuern, mit so großer Kraft ausgerüsteten und doch zugleich so milden Thiere besteigen sollte, und nicht ohne eine gewisse Aufregung, die theils Furcht, theils Vergnügen war, traf ich Anstalten zu dieser Lustreise. Jeder Elephant hat seinen Führer oder Cornac, der über seinem Halse auf einem Kissen sitzt, und dessen Beine hinter seinen großen Ohren herabhängen; ein anderer Diener folgt zu Fuß, der das Thier auf seinem Marsche unterhält, ihm den Weg zeigt, Vorsicht lehrt, ihm Muth zuspricht, wenn es ermüdet ist, ihm verbietet, mit seinem Rüssel zu spielen, hauptsächlich aber nichts auf seinem Wege aus den Boden zu ziehen, ihm freies Futter verspricht, das er nach seiner Rückkehr haben soll, und darauf sieht, daß an seiner Ausstaffierung nichts mangelt. Damit der Elephant besteigen werden könne, läßt man ihn sich auf den Bauch legen, während er mit den hintern Beinen niederkniet und die vordern gänzlich ausstreckt. In dieser Stellung, die sehr unbequem zu sein scheint, bleibt er unbeweglich, während der Diener eine starke Leiter an ihn anlehnt, durch die man in die kleine, auf ihm befindliche Kutsche steigt, deren Schlag sorgfältig verschlossen wird. Ist dies geschehen, so befestigt man die Leiter an einem ledernen Riemen, der von der linken Seite des Thieres herabhängt und der Führer ruft nun dem Thiere zu, sich langsam zu erheben. (Uth! haste Tschebe, haste!) Geschieht dieß, so glaubt man sich in einer Barke zu befinden, die am Umschlagen ist; denn nur durch eine

\*) Wir folgen in Nachstehendem der Schilderung des berühmten französischen Reisenden Saque-mont, des feinsten Beobachters indischer Zustände.

starke Anstrengung ist es dem Thiere möglich, auf die Beine, namentlich auf die vorderen zu gelangen; übrigens ist mit diesem Flottwerden keine Gefahr verbunden. So bestiegen, hat das Thier nur zweierlei Gangweisen: die eine, ein sanftes, kurz bemessenes Schwanfen, wobei man in einer Stunde eine Postmeile zurücklegt; die andere ist eine Vereinigung aller möglichen Unbequemlichkeiten, man schwankt, wird fortgewälzt, gerüttelt, um stündlich höchstens 4 Stunden Weges zurückzulegen.

Als der Resident und dessen ganzes Gefolge die für dieselben bestimmten Thiere bestiegen hatten, setzte sich der Zug unter dem Schall von Tamams und Gymbeln in Bewegung; zu beiden Seiten desselben liefen Tschobbars und die Hausdiener des Ministers, um bei dem großen Zubrang des Volkes Platz zu machen; eine Truppe Cavallerie bildete als Eskorte die Nachhut. So durchzogen wir, zur Schau für die Masse, welcher der ungewohnte glänzende Anblick Achtung gebot, die Vorstadt Chaderghat in ihrer ganzen Länge, an deren einem Ende sich der Palast des Residenten befindet, während das andere durch eine Brücke über die Moussa begränzt ist, einen kleinen Bach, der die Vorstadt von der eigentlichen Stadt trennt.

Hyderabad ist diejenige Stadt Indiens, in der die Franzosen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts allmächtig waren. In Folge von Intriquen, zu welchen die Erledigung des Throns Veranlassung gab, hatten sie einen ihrer Schützlinge auf denselben gehoben und beherrschten in seinem Namen dieses große Land; heute noch, demnach nach mehr als 100 Jahren, trifft man Spuren ihrer daselbst geübten Herrschaft, so z. B. in der Nähe von Hyderabad eine jetzt in Ruinen verfallene große Kanonengießerei, welche sie erbauen ließen.

So wie man die Brücke passiert hat, befindet man sich am Fuße der Wälle, die einen mehr malerischen Anblick gewähren würden, wenn sie großartiger aufgeführt wären. Man darf hier keine colossalen Steinmassen oder sonst Reste von Mauerwerken suchen; es ist alles mehr oder weniger löslicher Staub, den jeder Windzug zerstreut, oder der im Regen-

stürme zu Koth wird. Man glaubt kaum in der Nähe einer Hauptstadt zu sein und doch zogen wir so eben durch deren Hauptthor, den Delhi-Derwazah (das Thor von Delhi) hindurch. Eine Truppe Sikhs und Araber, die mit Fegen von allen Farben behangen, und mit einer überflüssigen Masse von Waffen aller Art, Säbel, Dolche, Pistolen beladen waren, bildeten, auf ihre langen Gewehre mit Luntenschloßern gelehnt, die Thorschwelle.

Hyderabad ist, wie die meisten indischen Städte und Dörfer, in Kreuzesform gebaut; seine zwei Hauptstraßen, gleichsam die Pulsadern der Blutcirculation, stoßen in fast rechtwinkliger Form auf einen großen Platz (die Tschore), in dessen Mittelpunkt sich die zwei Hauptmonumente Hyderabad's erheben: die Dschema-Musjid, oder große Moschee, und der Tscharminar, das Hauptcaravanseherai, das von vier Minarets umgeben ist. Von der Plattform der Moschee aus genießt man den vollsten Ueberblick über die ganze Stadt. In weiter Ausbreitung vor uns liegen terrassenförmig die Dächer derselben, deren einförmige weiße Farbe und geraden Linien auf bewunderungswürdige Weise von den leichten Spizen der von den Straßen aus kaum bemerkbaren Bäume unterbrochen sind, und so ein Bild von Eleganz und Schönheit gewähren. Man sieht von hier aus keinen Ausgang aus den engen und krummen Straßen; der Blick dringt bloß in die zwei großen Straßenrichtungen, die sich zu unsern Füßen kreuzen, und schweift auf der Menge, die stets solche belebt. Ueberall sieht man die reichste Abwechslung orientalischer Architectur in Kuppeln, Balkonen, runden und spitzigen Domen u. s. w. Dieser Anblick hat etwas so Neues und Fremdartiges für uns, daß man geneigt wäre, hier zu längerer Betrachtung zu verweilen; übrigens ist dieß ein Vergnügen, dem man sich nur wenige Augenblicke hingeben darf, weil man von hier aus das stets gefährliche Vorrecht des hinfenden Teufels\*), nämlich das, ins Innere der Familien zu blicken, genießt. Die meisten flachen Dächer der Häuser sind nämlich mit einer hinlänglich hohen Brustlehne versehen, wodurch es den Frauen möglich ist, frische Luft daselbst zu schöpfen, und zwar ohne sich

\*) Siehe den klassischen französischen Roman: „Gilblas, von Lesage“.

## Das Neueste

aus der

### Vänder- und Völkerkunde.

#### Ein Staatsbesuch zu Hyderabad.

(Schluß.)

verschleiern oder überhaupt fürchten zu müssen, gesehen zu werden, sei es nun von Denen, die sich in den Straßen zu ihren Füßen befinden, oder auf den Dächern der Nachbarschaft; sie ergehen sich daher gewöhnlich daselbst. Sonderbarer Weise dienen häufig diese Dächer auch zu Abtritten. Die Muselmänner sind jedoch in dem Grade eifersüchtig gegen alles unbescheidene und neugierige Eindringen in die Geheimnisse ihres Haushalts, daß längeres Verweilen in dieser beherrschenden Region ihre Gefahren hätte: ein übelluniger Ghemann möchte sonst leicht eine Kugel an den Ohren Desjenigen vorbeischießen lassen, der zu lange daselbst verweilen wollte.

Wir verlassen daher in aller Eile diesen hohen Standpunkt, um in die Seitenstraßen zu dringen. Bei dem ersten Schritte jedoch, den man in dieselben thut, fühlt man sich beklommen; die Luft, die man darin athmet, ist eine schwere, und ein Eindruck von Traurigkeit, Uebelbefinden und Gsel macht dem angenehmen Erstaunen Platz, das sich kurz zuvor unserer bemächtigt hatte. Die wirren Steinmassen, dicht aneinander gerückt in dieser auf einander gehäuften Häusermenge, mit ihren nackten und hohen Vorderseiten, geben uns das Bild eines Gefängnisses oder einer Festung; Sonne und Licht dringen nicht hinein. Die Häuser haben zwei, drei bis vier Stockwerke; die Straßen sind nicht allein sehr enge, sondern häufig in ihrer Breite von einer Häuserreihe zur andern überwölbt und dadurch verbunden; hie und da ist sogar mitten in der Straße eine Mauer mit einem Durchgange aufgerichtet, den man nur zu schließen braucht, um das ganze Viertel in eine für sich bestehende Festung zu ver-

wandeln. Man verliert sich in Sackgassen, die das Gend und die Cholera heherbergen, und in deren Mitte eine tiefe Straßenrinne angebracht ist, voll von einem schwarzen Schlamm, dessen Ausdünstung Krankheiten erzeugt. In der Tschore dagegen, das heißt in den vier Straßen, welche auf den großen Platz ausmünden, ist alles voller Bewegung und Heiterkeit. Die Menge, welche stets auf- und abwogt, ist durch den Glanz und die Farbenpracht ihrer Trachten außerordentlich malerisch, ihre langsame apathische Bewegung voll von Anmuth und Adel; man bemerkt selten etwas anderes daselbst, als die feinen Manieren, welche dem Indier so gewöhnlich sind, nur hie und da das Gepräge des Stolzes. Die müßige Menge genießt der Ruhe als eines gewohnten Gutes und hat keine Gedanken für das äußerste Gend, welches bei den Meisten aus der Trägheit entsteht.

Frauenpersonen sieht man sehr wenige in den Straßen; ist dieß der Fall, so sind es Bajaderen der untersten Classe oder Sclavinnen. Das Ausgehen ist ihnen übrigens nicht verboten; sie dürfen ihre Mütter, Schwestern und Freundinnen besuchen, Einkäufe machen; sind sie jedoch reich oder vornehm, so lassen sie sich tief verschleiert bloß in Sänften tragen oder bedienen sich eines Häquere, eines kleinen, mit Ochsen bespannten, zeltartigen Fuhrwerks, das in den Städten Asiens unsere Fiaker ersetzt.

In Hyderabad findet man heute noch die schönsten Schmuckfachen der Welt, Diamanten, Rubinen, Smaragden, Granaten und hauptsächlich Perlen; man muß sich aber hierzu Zeit nehmen und sie stückweise kaufen.

wie sie der im Absterben begriffene Adel des Landes nach und nach zum Verkaufe sendet, um sich Geld daraus zu machen. Hier ist der Markt für die indischen Gewebe, welche feiner sind, als die Flügel der Biene; für die Schärpen von Benares in Gold- und Silberstoffen mit breiten Franzen; hier für alle anderen feineren Werke der indischen Industrie, hauptsächlich aber für die Sammtstickereien, womit der Hindu seinen Turban zu zieren pflegt. Dieser prächtige Kopfschmuck nimmt sich wie ein Strauß der kostbarsten Steine aus. Ist nun ein gut gewachsener Hindu von hübschen Gesichtszügen mit einer Weste und Hosen von karmoisinrothem Goldbrokat, einem Kaschmirshawl als Gürtelband, einem eben solchen Shawl, der über die Schulter geworfen wird, und einem Gewand und Pallasch, die mit Diamanten verziert sind, bekleidet, so kann eine solche Tracht an Pracht und Luxus mit den reichsten der Welt weiteifern.

Jetzt nähern wir uns der Stadt-Wohnung des allmächtigen Ministers, die sich äußerlich nur wenig von den übrigen Häusern der Hauptstraße unterscheidet. Das Innere derselben ist geschmacklos ausgestattet, namentlich was die Möblirung betrifft. Was zur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit beiträgt, ist gänzlich vernachlässigt, statt dessen findet man Dinge, worüber man staunen muß, z. B. ein Piano, während Niemand in der ganzen Stadt darauf zu spielen versteht, französische Stockuhren, die niemals aufgezogen werden, Kronleuchter in allen Zimmern, woran man mit dem Kopfe stößt, und farbige Bilder in Rahmen, wie man sie nur in einer Dorfchenke treffen kann u. s. w. Nachdem uns der Sohn des Ministers hier empfangen hatte, ging es weiter zur Villa seines Vaters.

Dort angekommen, sahen wir, unterstützt von zwei Dienern, einen kleinen Greis auf uns zukommen, der anscheinend bereits im höchsten Alter angelangt war. Er trug den Turban eines Brahmanen der Kaste der Schreiber, um den Hals das Band des brahmanischen Lebens. Sonst war er sehr einfach gekleidet. Eine Tunika von weißem Musselin war mit Schnüren auf seiner Brust befestigt; seine Beine saßen in türkischen Hosen von karmoisinrother Seide, seine Füße waren bloß mit Socken von weißer Seide (seine

Pantoffeln hatte er uns zu Ehren ausgezogen) bekleidet; und als Gürtelband trug er einen sehr schönen Kaschmirshawl. Ringe mit Diamanten, Smaragden und Rubinen zierten seine Finger.

Nachdem die erste Begrüßung zwischen ihm und dem englischen Residenten vorüber war, die darin bestand, daß er dreimal die ausgestreckte Hand vom Knie bis zur Stirne hob, und nachdem der indische Gruß, „Salam Aleikum“ (seid mir willkommen) gesprochen war, nahm der Minister den Residenten bei der Hand und führte ihn in den Empfangssaal. Ehe wir ebenfalls eintraten, mußten unsere Diener uns unsere Stiefeln oder Schuhe ausziehen, die wir hier eben so wenig tragen durften, als es in europäischen Salons anständig wäre, den Hut auf dem Kopfe zu haben. Die Eingeborenen gingen neben uns ebenfalls mit bloßen oder bloß mit Socken bekleideten Füßen, worüber man sich nicht wundern darf, wenn man bedenkt, daß die Orientalen sich auf ihren Teppichen zur Ruhe begeben, sowie stets zum Gebete ihre Hände und zuweilen auch ihre Stirne darauf legen. Diese Fußteppiche müssen daher stets ganz rein erhalten werden. Sämmtliche Europäer setzten sich nun auf Stühle im Halbkreise um den Residenten und den Minister herum, die sich in persischer Sprache miteinander unterhielten und hierauf ließ man uns zu Ehren in dem Garten die Wasserkünste spielen. Als diese zu Ende waren, traten Diener mit Halschneidern aus weißen Blumen (eine Art starkriechenden Jasmins) auf uns zu, hingen einem jeden der Gäste eine solche um den Hals und führten uns in den Speisesaal, wo eine ohrzerreißende Musik aus allerlei barbarischen Instrumenten laut wurde. Unsere eigenen Diener steckten uns hier silbernes Gßbesteck zu, das jeder Gast mitbringen mußte, da dieses Geräthe sich in keiner indischen Wohnung, selbst nicht in einem Palaste vorfindet, indem alle Klassen der Gesellschaft mit den bloßen Fingern essen. Der Minister selbst und einige andere indische Große, welche anwesend waren, durften als Hindus, vermöge ihrer Kasten, nicht mit uns essen, sondern rauchten während dessen ihre Gufahs.

Nachdem die Mahlzeit vorüber war, fanden die Bajaderentänze statt, und auf diese

folgte ein Feuerwerk, worin bekanntlich die Hindus unerreicht sind. Im Begriffe Abschied zu nehmen, brachte man uns auf lackirten Tellern kleine Flakons, welche Sandalöl

enthielten, und wovon jeder der Gäste zwei Stücke erhielt, während ein anderer Diener unsere Kleider und Taschentücher mit Rosenessenz besprenzte.

### Reise eines Engländers in China im Spätsommer 1857.

Nur wenigen Europäern war es bis jetzt gestattet, im Innern Chinas zu reisen, oder in Booten eine beträchtliche Strecke die Flüsse hinaufzufahren. Unzweifelhaft war die gelungenste Reise in letzterer Beziehung diejenige, von welcher wir eben berichten werden. Dieser Engländer besuchte Theile von China, wohin vor ihm kein Europäer gedrungen war; der Friede von 1842 hatte den Europäern bloß fünf Seehäfen Chinas geöffnet, über diese hinaus war der Besuch des Innern verboten.

Den bedeutendsten dieser Seeplätze, Shanghai, beschreibt derselbe wie folgt: Shanghai gehört zu dem fruchtbaren und dichtbevölkerten Tieflande an Chinas Ostküste, welches die Mündung des Yang-tsi-Kiang und die große Bucht von Hangtschau, einst einer kaiserlichen Residenz und jetzigen Hauptniederlage des Seidenbezirks, umgibt. Dieses Tiefland ist zudem Hauptsitz der Baumwollen- und Reiskultur und einer der wichtigsten industriellen Bezirke des chinesischen Reiches. Shanghai liegt am Swangpu, der hier so breit ist, wie die Themse bei London-Bridge, sieben englische Meilen von der Mündung dieses letzten Zuflusses in den Yang-tsi-Kiang. Dieser letztere Strom ist der reichste der Welt, der reichste an mächtigen Städten, an betriebsamen Anwohnern, an bedeutenden schiffbaren Zuflüssen und ausgedehnten Thalgründen voll kultivirter Ländereien von uner schöplicher Fruchtbarkeit. Alle Wasseradern auf einem Gebiete von 600,000 Quadratmeilen rinnen in dieses Strombett zusammen. In dem stolzen Gefühle seiner Kraft ringt der Fluß eine Zeit lang selbst mit dem Ocean um die Herrschaft, er drängt dessen salzige Wogen zurück und behauptet eine Süßwasser-Provinz auf dem eigentlichen Gebiete des Meeres.

Die Chinesen lieben und ehren diesen gewaltigen Strom, wie ein Sohn den Vater; Philosophen entlehnen ihre Parabeln von seiner Größe und seinem wohlthätigen Einflusse; Historiker verzeichnen seine Ueberschwemmungen und seinen Wassermangel als Ereignisse, die eben so wichtig sind, als der Sturz der Dynastien, und Dichter finden in seinem Lobe das populärste Thema für ihre schwungvollen Gesänge. — Die englischen und amerikanischen Kriegsdampfer und eine Flotte von Handelsschiffen zeigen, daß auf dem Swangpuflusse Leben und Geschäftigkeit herrscht. Bald erblickt man auch einen Mastenwald von Dschonken, und in der Ferne erscheinen im Zwielicht, nur mit dunkeln Umrissen, die Gebäude der europäischen Ansiedlung. Kommt man näher, so erweisen sie sich als schöne Bauwerke, einige mit Säulen, wie griechische Tempel, andere massiv, wie italienische Paläste, und Alles macht den Eindruck, daß Dürftigkeit ein den in China lebenden Engländern unbekanntes Unglück sei. Die englische Ansiedlung liegt an einer Biegung des Swangpu. Der in diesen sich ergießende Suttschau bildet ihre Grenze auf der einen Seite, auf der andern trennt sie ein Kanal von der französischen Kolonie, die sich bis an die Mauern der Stadt hinzieht; die Front erstreckt sich fast eine englische Meile weit längs des Swangpu zwischen dem Suttschau und dem Kanal. So sind die Grenzen der Ansiedlung zu gleicher Zeit ihre Befestigung. In den Stadtquartieren parallel mit dem Swangpu liegen die Handelshäuser, jedes von seinem Gärten umgeben. Dieß zur Schilderung des gegenwärtigen Hauptsitzes und der künftigen Hoffnung des englisch-chinesischen Handels! Hier, wo noch vor kurzem nur Reisfelder

und Baumwollensplanzen lagen, sind im Jahre 1856 nicht weniger als 309 englische Schiffe von 92,943 Tonnen Gehalt befrachtet worden. Die Einfuhr aus allen Weltgegenden belief sich, so weit sie das Zollhaus passirte, auf 3,010,511 Pfund Sterling und dazu kam noch Opium im Werthe von 4,624,305 Pfund Sterling, welches auf diesem Wege in das Innere Chinas ging. Nichts desto weniger mußten noch 4,287,990 Pfd. Sterling baar eingeführt werden, um die Kosten der Ausfuhr zu decken, welche China namentlich in Thee und Seide nach Shanghai und von da aus in die weite Welt versendet. In dem laufenden Jahr 1857 wird die Einfuhr von baarem Gelde vielleicht auf 9 Millionen Pfund Sterling gesteigert werden müssen: wir wissen, daß die Chinesen eine außerordentlich gute Seidenernte gemacht haben und doch übermäßige Preise verlangen; manches unserer Häuser zögert, aber andere denken, daß das Produkt auch bei diesen Preisen noch mit Vortheil versendet werden könne, und kaufen reichlich. In jedem andern Lande würde sich bald von selbst ein günstigeres Verhältniß herstellen, aber für China hat selbst diese große Ausfuhr keine erhebliche Bedeutung; hier bleibt, wenn der auswärtige Käufer sich den Forderungen nicht anbequemen will, noch ein innerer Markt für 360 Millionen Menschen, und in den Städten hat fast jeder Arbeiter sein seidenes Feiertagskleid. Jenwärts der europäischen Ansiedelung dehnt sich die fruchtbare Alluvial-Ebene, auf welcher Shanghai steht, etwa 20 Meilen weit aus, ohne auch nur von einem einzigen Hügel unterbrochen zu werden. Hier und auch aufwärts am Swangpu bemerkt man in dem Pflaster der Fußwege und in dem Ueberbrücken der Deiche mit Kalkstein- oder Granitplatten dieselbe Verschwendung menschlicher Arbeit. Jene Werke unermüdlcher Thätigkeit, jene Aufschüttungen und labyrinthischen Wege des weithin ausgebreiteten Kanalnetzes, jene Massen enormer Steinblöcke, die aus weiter Ferne zur Ueberplattung schmalerer Gräben und zur Ueberbrückung größerer Wasserläufe hieher gebracht wurden, noch mehr der praktische, auf das Concrete gerichtete, rastlose, geschäftsfreudige und dem müßigen Genuß abholde Volkscharakter, der unter einer weniger verderbten und weniger

drückenden Regierung auch jetzt noch die Bevölkerung zur Unterhaltung dieser Werke und zur Anlage neuer anspornen würde; seine Unempfänglichkeit für das Spiel der Phantasie und seine Vorliebe für spitzfindige Gedanken und scharf ausgeprägte Antithesen, seine Unempfänglichkeit für Grazie und Schönheit und sein lebhafter Sinn für rein geometrische Symmetrie, die vollständige Abgeschlossenheit gegen die Denkart, die Traditionen und den Glauben anderer Nationen — alles dieses erweckt in uns eine Reihe träumerischer Gedanken und führt den Geist in Zeiten zurück, die fast so alt sind, wie diese untergehende Sonne. So erzählt Vieles in diesem merkwürdigen Tieflande von vergangenen besseren Tagen. Aber wo freilich eine ununterbrochene Fürsorge von nöthen ist, da bemerkt man überall deutliche Beweise einer unmächtigen Regierung und eines zerrütteten Staatswesens, denn die Straßen sind krumme Fußpfade und die Handelswege bestehen aus Dämmen und Kanälen, die einem schnellen Verfall entgegen gehen. Schilf und Bambusrohr versperren die Wasserläufe; einige, die noch vor fünf Jahren schiffbar waren, liegen jetzt trocken. Der Landmann freilich zeigt noch den alten Fleiß; der Boden ist in kleine Baumwollensfelder parcellirt, und da die Stauden weit von einander stehen müssen, so sind die Zwischenräume mit Bohnen oder einem andern in Shanghai verkäuflichen Gemüse bepflanzt. Offene Gruben mit sorgfältig aufbewahrtem Dünger machen sich der Nase schon in der Ferne bemerklich; mit einem kleinen Wasserkrug, der am Ende eines Bambusrohres befestigt ist, schöpft der Landmann fleißig aus dem verfallenen Kanal, um sein kleines Baumwollensfeld zu bewässern. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sich die Regierung anheischig gemacht, den Kanal im Stande zu erhalten, aber der Mandarin hat drei Viertel der Summe unterschlagen und der Unternehmer die eine Hälfte des Restes zu Verstärkungen verwendet, die andere in die eigene Tasche gesteckt. Die Felber sind meistens mit Baumwolle (weißer und gelber) bestellt. Die Blüthezeit der Pflanze beginnt bei Shanghai im August und dauert bis Oktober.ierzehn Tage nach der Blüthe bilden und öffnen sich die gelben Hülsen, aus deren Inhalt der Ranking fabricirt wird, und die ganze Be-

völkerung macht sich an die Ernte. Die alten Frauen sitzen vor ihren Hütten mit der Reinigung und Zurichtung der Baumwolle beschäftigt, der jüngere Theil der Familie ist bei der Gemüseernte thätig, pflügt und beackert den Boden entweder für den Weizen, oder öffnet, wenn die Lage günstig ist, den Damm und setzt das Feld unter Wasser, um es mit Reis zu bestellen. Der Weizen wird im Mai oder Juni geerntet, dann wieder Baumwolle gesät, zuweilen schon in den Weizen hinein, wenn dieser noch auf dem Halme steht. So gewinnt man diesem angeschwemmten Boden jährlich drei Ernten ab. Auf einem meiner Spaziergänge lernte ich auch den gräßlichen „Kleinen-Kinder-Thurm“ kennen, nicht weit von den Mauern der chinesischen Stadt. Ein abscheulicher Geruch kündigt ihn von ferne an, denn er ist ein großes Grab. Arme Eltern, denen ein Sarg zu theuer ist, wickeln die Leichname ihrer gestorbenen Kinder in Bambus und schieben sie durch eines der Fenster in den Thurm. Einige Beamte müssen dafür sorgen, daß der Inhalt des Thurmes von Zeit zu Zeit verbrannt wird. Allerdings gibt es in der chinesischen Stadt ein Findelhaus, und bei der unumschränkten Gewalt des Vaters über die Kinder, die so weit geht, daß er sie verkaufen kann, bildet auch die Geldgier einen Damm gegen den Kindermord; aber ein solcher Thurm in der unmittelbaren Nähe einer volkreichen Stadt ist doch eine gräßliche und gefährliche Einrichtung. Uebrigens werden sonst gewöhnlich die Leichen in China in wohlverschlossenen Särgen unter freiem Himmel zerstreut an Plätzen aufgestellt, die von den Angehörigen meist auf ihren eigenen Besitzungen ausgewählt und zum besseren Schutz gegen die Witterung nur mit etwas Stroh bedeckt sind. Hier bleiben sie stehen, bis der Sarg morsch wird und zusammenbricht, wo dann die Gebeine zuweilen gesammelt und in irdenen Gefäßen über der Erde aufbewahrt werden. Gemeinsame Begräbnißstätten gibt es nur in der Nähe der größeren Städte. Bei Shanghai existiren mehrere steinerne Mausoleen, meist mit Gruppen von Lannen und Trauerpressen umgeben. Sie enthalten außer den Särgen einen Altar, vor dem die religiösen Ceremonien vollzogen werden.

Indem unser Reisender nun eine lebhaft

Schilderung von dem Kaiser-Kanal und dem auf demselben herrschenden großen Handelsverkehr gibt, fährt er fort:

Nachdem wir eine große Strecke desselben passirt hatten, befanden wir uns wieder unter mehr ländlichen Bildern, zwischen Maulbeerbäumen und Reisfeldern, sahen um uns Tabakpflanzungen, Grabhügel mit den auf denselben wogenden Bannern von Schilf, Kürbisse, die an Gittern aus Bambusstäben hinaufgezogen waren, sahen die ganze ländliche Bevölkerung an der Arbeit — Männer und Weiber, wie sie mit stets gleicher Energie die Bewässerungsräder im Gange erhielten. Hierin liegt das Geheimniß der Fruchtbarkeit dieses großen Deltas und alle paarhundert Schritte ist ein kleines Familien-Wasserrad über den Kanal gespannt und das Wasser dadurch aus demselben emporgehoben, um die Maulbeerbäume zu erfrischen oder den Reis zu zeitigen. Lernen einst die Araber diese Arbeit, so wird die Ebene von Metidja so fruchtbar werden, wie das Delta dieser zwei Ströme, die den Kaiser-Kanal speisen. Wenigstens 10,000 Menschen sahen wir an diesem Tage mit der Bewässerung beschäftigt.

So gelangte unser Reisender nach Kiating. „Obgleich dieß nur eine Stadt dritten Rangs ist, befinden wir uns doch schon über eine Stunde auf der Wasserfahrt innerhalb ihrer Mauern. Es gibt daselbst große Lagervorräthe von der massiven Löpferarbeit, die man zu Shanghai zu Badwannen oder sonst zu Gefäßen geringen Gebrauchs verwendet, die aber meist hübsch verziert ist. Es befinden sich auch daselbst große Buden von Zimmerleuten, die den einfachen chinesischen Seidenhaspel in jeder Stufe seiner Vollendung enthalten. Jetzt sind wir ziemlich weit in dem Seidenbistritz vorgeückt. Es befindet sich da eine große Fabrik zur Delbereitung. Wir landen, um solche zu besichtigen; ihr Eigenthümer ist mit großer Höflichkeit bereit, uns solche zu zeigen und zu erklären. Theebuden sind da über das Wasser gebaut, deren Besucher mit nacktem Oberleibe trägt die Opiumpeife im Munde herum lungern und aus kleinen Tassen ein schwaches Theegetränk ohne Milch oder Zucker schlürfen. Die Häuserreihen werden jetzt durch Reisfelder und Plantagen von Maulbeerbäumen unterbrochen, jedoch nicht die breiten Bäume mit runden

Kronen, wie man sie in Frankreich oder Italien sieht, sondern Bäume, die man ohne Zucht wachsen läßt, und deren Blätter bis auf den Boden herabreichen. Dieses Zwischenbild von Ländlichkeit innerhalb der Stadt entschwindet rasch unsern Blicken und unser Boot bewegt sich schon wieder zwischen andern Häuserreihen. Dem Anschein nach befinden wir uns jetzt unter bloßen häuslichen Wohnungen. Die großen, mit ungeheuern chinesischen Buchstaben bedeckten Ladenschilder sind jetzt weniger häufig. Wir gleiten vor einer dicken Dame vorüber, die mit ihrer netten kleinen runden Tochter Wäsche auf einem außerordentlich kleinen Trockengrunde, der sich unter den Dachtraufen ihrer Wohnung hinzieht, auslegt. In einer andern Wohnung ist eine andere Dame mit Stricken beschäftigt; in einer dritten dient ein Fächer aus Palmblättern dazu, die Mosquitos zu vertreiben. Diese kleinen Szenen des häuslichen Lebens erfolgen, während die Männer an der Arbeit sind. Im ganzen Umfang von Kiaching, wie in jeder andern benachbarten Stadt, gibt es gut gemauerte Kais von Granit, von denen aus alle zwanzig Ellen breite steinerne Treppen ins Wasser reichen; auf denselben stehen die bezopften Bewohner, Männer wie Kinder, und fischen. Wir fuhren in Kiaching durch einen Bogengang ein, der in der Stadtmauer angebracht ist, und verließen die Stadt auf ähnliche Weise.“

„Endlich langten wir zu Ningpo an, nachdem wir manches Ungemach ausgestanden, aber eben so große geistige Genüsse in Wahrnehmung des uns neuen chinesischen Lebens gehabt hatten. Wir hatten einen Weg von vier hundert englischen Meilen in einem Lande, das von Europäern zum Theil noch gar nicht betreten war, zurückgelegt. Wir hatten das Innere von vier chinesischen Städten ersten Rangs und viele von zweitem Range, die in andern Ländern für erste gelten können, so wie zahllose kleine Städte und Dörfer gesehen.“

Eine der wichtigsten Städte des Innern von China ist Hangtschau, einst die Hauptstadt von ganz China. Chinesischer Patriotismus und Vorurtheil betrachten daher auch diese Stadt mit eingebildeter Wichtigkeit und religiöser Verehrung. Es ist den Europäern streng verboten, diese Stadt zu betreten, trotz-

dem unternahm unser Reisender dieses Wagstück. Derselbe schreibt hierüber: „Mit einem Gefolge von zwölf Sänfeträgern und zehn Gulies, die mit unserm Gepäcke den Nachtrab bildeten, verließen wir gegen Mittag unsere Boote und kamen an die Stadtmauer. Wir waren angewiesen, ein gewisses Thor und den Theil der Stadt zu vermeiden, der der tartarische heißt. Es war ein interessanter Moment, als die erste Sänfte das Thor der Stadt passirte. Hinter meinem Fächer versteckt konnte ich einen fetten chinesischen Beamten bemerken, der offenbar hier im Dienste war, aber seinen Rücken gegen uns lehnte. Der Schelm gab später an, er habe uns gar nicht bemerkt, ich bin aber gewiß, daß er eben so gut als wir selbst den Umstand unseres Durchpassirens kannte. Ich athmete freier auf, als wir das Thor hinter uns hatten, und die engen Straßen betraten. Man trug uns durch die schmutzigsten Stadttheile, an dem Jamun oder dem Polizeihäube vorüber, dessen Zweck man an dem furchtbaren Kaiser-Löwen erkannte, der auf die gegenüber befindliche Mauer gemalt ist. Das Volk begann bald zusammenzulaufen, die Vorhänge der Sänften waren durchsichtig genug, um erkennen zu lassen, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe; vielleicht erregte eben das Geschlossensein der Sänften die öffentliche Neugierde. Jetzt wurden wir lächerlich und hoben die Vorhänge auf, ohne daß jedoch, obgleich das Gedränge immer stärker ward, irgend Jemand eine unfreundliche oder gar feindselige Bewegung gegen uns gemacht hätte. Nach und nach näherten wir uns dem bessern Theile der Stadt, wir verließen nun fast unsere Sänften und befanden uns jetzt auf unsern Füßen in den Straßen von Hangtschau. Einer der Gulies war bereit, uns den Weg nach dem oberen Theile der Stadt zu zeigen, während wir unsere Sänften folgen ließen. Auf unserm Wege sahen wir verschiedene Läden mit interessanten Artikeln aller Art, und beim Besteigen des Hügels ein Theehaus, das erste in China, welches Anspruch auf äußere Zierrlichkeit machen konnte. Während dem war die Sänfte eines Mandarins uns näher gekommen und wir machten Platz, damit derselbe vorüber könne. Allein, offenbar sehr verlegen, ließ er halten und trat in einen der Tempel, wo er ohne Zweifel die

Gotttheit anrief, daß sie ihn von diesen Barbaren befreie.“

„Es war gerade ein Feiertag zu Hangtschau und Festlichkeiten aller Art im Gange. In diesem Theile der Stadt war das Gedränge um uns herum weniger groß, als in allen andern chineesischen Städten, die wir gesehen hatten. Dem Anschein nach konnten wir überall hingehen und thun was wir wollten. Wir wagten uns jedoch nicht ins Theater, denn wir wußten aus Erfahrung, daß bei unserm Anblick die chineesischen Damen erschrocken aus ihren Logen springen, das Volk sich um uns drängen, die Schauspieler innehalten und uns ebenso wie das Publikum anlocken würden. Da ich von der Hitze etwas ermüdet war, so begab ich mich von meinen Gefährten weg zu einem Theehause, und setzte mich daselbst gerade so wohlgefällig nieder, als wenn ich mich auf einem der Pariser Boulevards befände. Der Thee, den ich daselbst genoß, nämlich das schwach getrocknete, schmale grüne Blatt, das man in Europa niemals zu kosten bekommt, war ausgezeichnet, denn der Thee hält die Reise nicht aus, außer wenn er zuvor durch Erhitzung den größeren Theil seiner edleren Bestandtheile verloren hat. Ich schlürfte ihn zu meiner Erfrischung, aber süße Ruhe war mir nicht beschieden. Neugierde versammelte

alle anwesenden Theetrinker um mich, überdies quälte mich ein Kellner, der stets mit einer Kanne siedenden Wassers herumließ und sich fortwährend ein Geschäft daraus machte, meine Tasse frisch zu füllen, wenn das Getränk drei Grad unter dem Siedpunkte und dadurch trinkbar geworden war. Die Leute waren sehr gutmüthig, aber sie umstanden mich etwas dicht und der Tag war sehr heiß. Die chineesische Tracht, welche ich trug, konnte nichts besonders Auffallendes für sie haben, um so mehr aber meine europäischen Hüte und mein etwas eigenthümlicher Hut, diesen staunten sie daher auch an. Wäre ich in europäischem Gewande unter ihnen erschienen, ich glaube, sie hätten mich in ihrer lebhaften Neugierde bis aufs Hemde entkleidet. Während dessen waren die Lastträger unsers Gepäcks an dem Thore, was sie zu passieren hatten, angehalten worden. Die Beamten ließen uns sagen, wir hätten die Polizeivorschriften dadurch verletzt, daß wir unsere Pässe nicht vorgezeigt hätten; die Fremdenpolizei läge aber nicht in ihrer, sondern in der Befugniß eines andern Beamten. Offenbar war aber diese Belästigung nicht ernstlich gemeint; die Behörden wußten recht gut, daß sie drei Engländer vor sich hatten, und ließen uns ohne weiteres Hinderniß unsere Wege ziehen.“

### Die Landgränzen des himmlischen Reiches.

Bei den großen Ereignissen, welche sich in Hinter-Indien entwickeln, jezt, wo durch so eben geschlossene Staats-Verträge zwischen China und den drei occidentalischn Mächten: Rußland, Frankreich und England der Impuls dazu gegeben ist, während Rebellenheere an der innern Auflösung des himmlischen Reiches arbeiten, mußes vom größten Interesse sein, von seinen Landgränzen sich ein möglichst genaues Bild zu machen. Wir geben es in Folgendem:

Zenseits der Gränzen des eigentlichen Chinas sind noch ungeheure Landstriche der kaiserlichen Herrschaft unterworfen. Nördlich derselben

liegt die Mongoley, deren hervorstechendste Eigenthümlichkeit die große Wüste Zobi ist, (das mongolische Wort Zobi bezeichnet eine nackte Wüste). Diese Wüste dehnt sich vom Ursprung des Flusses Amur an durch die Mongoley nach Klein-Bokhara und Tibet, von Nordost nach Südwest aus. Sie hat eine Länge von nahezu 2000 englischen Meilen; ihre durchschnittliche Breite ist unter 500 Meilen. Dieser große Landstrich scheint nicht richtig benannt zu sein, denn er ist nicht in der That „Zobi“ oder eine nackte Wüste, es gibt auch gute Weideplätze darauf. Andere Theile derselben enthalten Sandflächen, die theils spär-

lich, theils aber auch reichlich mit Gras bedeckt sind. Es gibt viele Salzseen darauf. Der Mittelpunkt dieser Fläche Landes ist die wahre Wüste, deren Umfang ziemlich groß ist. Der ganze Distrikt liegt durchschnittlich 2000 Fuß über der Meeresfläche. Theile desselben erreichen das Doppelte dieser Höhe, über diese hinweg liegt die Karavananstraße von und nach Rußland. Diese Karavanan haben eine Wüste von Flugsand auf höchst mühsame Weise zu passiren, hie und da ereignen sich Unglücksfälle; Blindheit, gänzliche oder nur theilweise, ist häufig ein Resultat der Wanderung durch diese wirthlosen Steppen.

Die Mongolen sind ein Wandervolk; es ist daher schwierig, eine zuverlässige Nachricht über ihre Zahl zu geben. Ihre Religion ist die buddhistische und viele derselben sind Befenner des großen Lama von Tibet. Die verschiedenen Stämme werden von Häuptlingen regiert; außerdem stehen sie unter der geistigen Obergewalt des Lama, und politisch unter dem Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten zu Peking. Die Hauptstadt der Mongoley ist Urga, die an einem Arme des Selingafusses liegt. Karakaum war die Hauptstadt des Landes, als die Nachfolger von Genghis-Khan noch ihren Hof hielten und über ein großes Reich herrschten. Als Koblai-Khan um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts China eroberte, ließ man diese Stadt in Trümmer fallen.

Maimachu, an der Grenze des asiatischen Rußlands gelegen, ist ein wichtiger Platz; hier machen die Russen und Chinesen ihre Tauschgeschäfte ab. Die Stadt ist nicht groß, aber reinlich und regelmäßig gebaut. Der Gränzpunkt zwischen den zwei Reichen ist durch einen großen Schuppen bezeichnet, innerhalb dessen die Handelsgeschäfte abgeschlossen werden. Von diesem Schuppen öffnet sich nordwärts ein Thor gegen das russische Reich, südwärts ebenfalls ein solches gegen das chinesische. Unter diesem Schuppen werden die Theesorten und die Rhabarber Chinas gegen polnisches Leinen, wollene Tücher und Pelzwerke getauscht.

Westlich von der Mongoley und nordöstlich von China ist die Mantschurey, ein bergiges, fast ganz mit Wäldern bedecktes Land. Der mächtige Amurfluß bewässert diese Gegend. Ihre Bevölkerung ist nur schwach, dagegen

sind die Mantschus civilisierter als die benachbarten Stämme. Hauptstadt ist Kiriapula, wo der Vizekönig residirt. Die nördliche Hälfte der großen Insel Saghalian, an der nordöstlichen Küste, ist unter seiner Herrschaft. Die regierende Kaiserfamilie in China ist Mantschu; der Scepter des Kaiserreiches seit 200 Jahren in ihrem Besitze.

Südlich von der Mantschurey liegt die Halbinsel Korea. Dies ist so zu sagen ein unabhängiges Königreich, da der Kaiser von China sich niemals in dessen Regierung mischt, sondern bloß einen Tribut erhält. Korea verfährt gegen Fremde weit ausschließender als China. Seine Hauptstadt, die in Mitte der Halbinsel liegt, ist King-ki-tu.

Westlich von der Mongoley und nordwestlich von China sind die Länder der Himmelsgebirge Thian-schan-pi-lu oder das Nordland, Thian-schan-nan-lu oder das Südländchen geheißen. Die nördliche Seite heißt man zuweilen Sangaria, die südliche Klein-Bokhara; häufig begreift man auch beide Reiche unter dem Namen: chinesisches Turkestan. Das Land zu beiden Seiten dieser Gebirgszüge ist gut bewässert und fruchtbar. Die Chinesen halten Befestigungen darin und erheben Steuern, überlassen aber dem Volke, das von derselben Race und Religion wie die europäischen und kleinasiatischen Türken ist, seine eigenen Anlegenheiten.

Nördlich der Himmelsgebirge liegt die bedeutende Stadt und der Hauptort der Provinz Gansu; südlich gibt es ebenfalls mehrere bedeutende Städte. Die Hauptstadt und der Sitz der chinesischen Regierungsbehörden heißt Kju. Yarkand besitzt eine bedeutende Bevölkerung und wichtigen Handel. In der Grenzstadt Kashgar liegt eine starke chinesische Befestigung. Alle diese Orte liegen am Arme des großen Yarkandflusses.

Westlich von der Mongoley liegt Tibet, das sich bis zu denjenigen Hindustanen ausdehnt, welche Vasallenstaaten von Britisch-Indien sind oder jüngst mit dessen Gebiet vereinigt wurden. Die Chinesen gaben dem ganzen westlichen Theil der Mongoley den Namen Tschinghai, was wahrscheinlich so viel heißen will, als China und die Chinesen. Die Mongolen des Koka-nor und andere Stämme bewohnen Theile dieser weiten Gegend, alle aber sind der Regierung von Peking

## Das Neueste

aus der

### Vänder- und Völkertunde.

#### Die Landgränzen des himmlischen Reiches.

(Schluß.)

unterworfen, vor der sie mehr Furcht haben, als man vor ihr im eigentlichen China oder in Peking selbst fühlt. Geographen und Geschichtschreiber von China nennen meist Ladakh, das an der nördlichen Grenze von Hindostan liegt, unabhängig von Peking; doch besteht diese Unabhängigkeit nur dem Namen nach.

Die weiter westlich von der Mongoley gelegenen Gefilde sind durch die Kumlun- und Himalaya-Gebirgszüge begrenzt, und bestehen aus Hochebenen. Die Abhänge der Himalayas sind Tibet zu weniger steil, während die Hindustan zu bekanntlich in so hohem Grade der Fall ist. Man weiß sehr wenig von diesen Gegenden; der Peking Hof ist gegen Fremde, welche von der Landseite einzudringen versuchen möchten, noch strenger, als gegen die, welche es von der Seeite aus thun.

Viele der mächtigen Ströme, die das östliche und südliche Asien bewässern, nehmen in diesen Gegenden ihren Ursprung. Es ist von Interesse zu wissen, daß der Ganges, Indus, Brahmaputra, Sutledsch und Travaddi ihre Wasser von Zuflüssen der Nordseite des Himalaya empfangen; diese Ströme fließen in gewundenem Laufe längs der südlichen Abhänge dahin, um ihre stets sich vermehrenden Wassermassen durch die heißen Gefilde von Indien zu ergießen. Die großen Flüsse Yang-tschikiang, Hoangho und Cambadia, welche ihren Lauf ostwärts nehmen, haben eben so in den großen westlich gelegenen mongolischen Hochlanden ihren Ursprung.

Die Religion von Tibet und der Mongoley ist der Buddhismus. Der große Lama ist die geistige Obergewalt von Tibet. Das Volk

ist des Glaubens, daß dieselbe ihren Hauptstich stets von einem Zeitpunkte an, der mit dem Ursprung der christlichen Zeitrechnung zusammenfällt, in derselben Stadt gehabt habe. Man nimmt an, daß dieser Prozeß durch eine Seelenwanderung in der Art stattfindet, daß bei dem Tode eines Lama die Seele des Buddha Lassa in einen andern Körper verpflanzt werde. Dies geschieht durch eine Reihe von Offenbarungen, die durch verschiedene hohe Würdenträger der Kirche statthaben, und während die geheiligten Werkzeuge dieser Offenbarungen in einen Zustand von Berausung durch ein besonderes geistiges Getränk versetzt sind. Der Kaiser von China hat sich jedoch die Genehmigung der jedesmaligen Wahl vorbehalten, damit solche auf keine seiner Regierung feindselige Person falle. Hat seine himmlische Majestät nichts einzuwenden, so wird die neue Menschwerdung Buddhas in ihr hohes Amt eingeführt und heißt jetzt Dalai Lama. Die allgemeine Annahme in Europa ist die, daß dieß der einzige Beamte dieser Art in der Welt sei, was jedoch unrichtig ist. Es gibt deren in Whötan drei, welche weiße Kleidung tragen, und drei in der Mongoley und Tibet, wovon der Dalai Lama einer ist und zwar in gelber Tracht; die letztere ist die ächte Farbe und zwar die des chinesischen Kaisers. Der große Mongol-Lama ist von noch höherem Range als der Dalai Lama, scheint denselben aber nur der Politik des chinesischen Kaisers zu verdanken; der Dalai Lama ist durch ganz Tibet verehrt und wird als Gott angebetet. Jedes Haupt eines großen buddhistischen Klosters scheint den Titel Lama zu erhalten; aber der Groß-Lama von Lassa und der

Lama von Lohu-Lumbu sind die obersten Würdenträger des buddhistischen Glaubens.

Der Verkehr zwischen Tibet und Britisch-Indien ist ein bedeutender, was nämlich die Tibetaner betrifft, die zu den heiligen Plätzen Bengalens, wie Drissa, Gaya, Benares, Allahabad zu wandern pflegen.

Lassa ist die Hauptstadt von Tibet; es liegt fünf und vierzig Tagereisen von Peking und zweihundert Meilen nördlich von der europäischen Grenze von Assam, unter 29° 30' nördlicher Breite, und 90° 6' östlicher Länge. Die Stadt zieht sich am nördlichen Ufer eines kleinen Flusses hin und ist oval gebaut, vier Meilen lang und eine breit. Im Mittelpunkt derselben steht der große Tempel, das Heiligthum des Buddhismus. Jedes der vielen hier gesammelten Götzenbilder hat seinen besondern, an diesen Tempel angebauten Platz und um das Ganze läuft eine Straße, die diesen Tempel von der übrigen Stadt trennt. Es befinden sich dafelbst, außer den Eingeborenen, stets gegen 2000 Chinesen, 3000 Nepalesen und mehrere Hundert Gajshiraner, ohne daß man jedoch irgend

die eingeborene Bevölkerung zu schätzen im Stande ist, da Pilger aus allen Theilen von Tibet und zahlreiche Andächtige aus der ganzen Mongoley, China und dem ganzen Gebiet des Buddhismus sich hier versammeln.

In ganz Tibet, Klein-Tibet und Ladakh ist die Zahl der Mönchs- und Nonnenklöster, denen der buddhistische Cultus obliegt, erstaunlich groß; wie überhaupt die Tibetaner eines der am meisten götzendienrigen Völker der Welt sind. Es war so von je her; denn nichts ist in diesem Lande der Veränderung unterworfen, außer daß die Götzen und Klöster stets in der Zahl und das Volk im Aberglauben zunimmt.

Ein Einsfall, den die britische Macht in Tibet zu machen sich versucht fühlen möchte, würde die leichte Unterwerfung des ganzen Gebiets zur Folge haben; denn wenn auch lange Märsche dafelbst ihre unbequeme und gefährliche Seite haben, so würde die Leichtigkeit der Eroberung in der Thatfache bestehen, daß, wer einmal im Besiz der heiligen Städte und der Personen der Lamas sich befindet, als Herr des ganzen Landes zu betrachten ist.

### Weltumseglungsreise der k. k. österreichischen Fregatte Novara.

Die österreichische Regierung ließ bekanntlich vor 2 Jahren die Fregatte Novara zu einer Weltumseglungstour ausrüsten und lud hervorragende Männer der Wissenschaft ein, die Reise mitzumachen.

Dr. Ferdinand Hochstetter, einer derselben, der die Expedition als Naturforscher begleitet, schreibt hierüber:

Simonsbai am Kap der guten Hoffnung, den 2. Oktober 1857.

Ich bin, da ich dieß schreibe, noch nicht am Lande gewesen, obgleich es schon seit 6 Stunden nur wenige Kabellängen von mir liegt. Wie von Madeira nach Rio haben wir auch von Rio nach dem Kap eine lange Fahrt gehabt, vom 3. April bis 2. Oktober. Doch beinahe wären wir ziemlich schnell da gewesen, denn schon am 25. September waren wir wenige Meilen vom Tafelberg weg, als auf einmal ein Sturmwind herangebraust kam, vor dem, wie wir hörten, alle Schiffe,

die ausgelaufen waren, sich wieder in sichere Häfen flüchteten; wir aber wurden hinausgetrieben auf hohe See 200 Meilen weg vom Land. Vier ganze Tage raste der Wind und warf auf 30 Fuß hohen Wellen unsere Novara entseztlich hin und her, daß Alles zitterte und krachte. Mir war das Schauspiel neu und fesselnd. Da es eben nur Wind war, der Himmel aber fast rein, nur mit leichtem Schleier bedeckt, so daß Sonne und Mond durchschienen, brachte ich fast die ganze Zeit auf dem Verdecke zu mit dem Chronometer in der Hand und mit anderen Werkzeugen, um den Wellen zu Leibe zu steigen, d. h. ihre Höhe, Länge, Schwingungsraum u. s. w. zu bestimmen. Das Resultat war befriedigend und lehrte mich, daß diese Wellen, die wir zu bestehen hatten, schon zu den größten gehören, die man erleben kann. Während des ganzen Sturmes hatte ich beobachtet und in meiner Kabine die Beobachtungen fertig

gearbeitet, und war fast so guter Dinge, wie die Albatrosse und Sturmvogel, die, als es am heftigsten fauste und brauste, am gierigsten nach der Angel mit Speck jagten, die wir ihnen ausgeworfen. Mehrere wurden so gefangen.

Simonsbai, den 23. Oktober 1857.

Samstag, den 24. Oktober ist bestimmt, daß wir wieder in See gehen nach den einsamen Gilanden Paul und Amsterdam im indischen Ocean, wo keine Menschen sind, und keine größeren Thiere, wohl aber herrliche Schlangen und eine interessante vulkanische Natur. Aber auch in Südafrika, wo ich hoffte Leoparden, Löwen und Elephanten zu sehen, habe ich nichts dergleichen getroffen, wohl aber gasffreie freundliche Farmer, geistreiche Frauen und lebenswürdige Mädchen. Ich konnte von Capetown (Capstadt) aus eine Tour ins Land unternehmen 150 bis 200 engl. Meilen landeinwärts über Stellenbosch, Paarl, Wellington, Bainscloof, Worcester, Brandvalley, Onadenthal, Galedow, Hottentotten-Holland. Wir kamen durch Straußen-, Leoparden-, Springböcke-, Zebra- und Affengegenden, haben aber kein einziges dieser Thiere zu Gesicht bekommen. So scheu ziehen sie sich überall vor dem Menschen zurück. Unsere Tour (zwei meiner Kameraden waren mit) war vom herrlichsten Maiwetter begünstigt; Berg und Thal waren im vollsten Sinne des Wortes die schönsten üppigsten Blumengärten, dazu eine angenehme warme Frühlingluft, während auf den hohen, zackigen Felsgipfeln der Gebirge, die wir theils zu überschreiten hatten, theils rechts und links zur Seite ließen, noch Schnee lag. Das Reisen in Südafrika ist sehr bequem. Entweder hat man einen großen, bequem eingerichteten mit Bett, Speisekammer, Küche u. s. f. versehenen Wagen, vor den 20 Ochsen gespannt sind, oder man reist, wenn es nicht weit ins Innere geht, mit einem bedeckten Karren mit 4 oder 6 Pferden. Wir fuhren vier-spännig durchs Land. Die guten Straßen, welche die Engländer in den letzten Jahren angelegt haben, machen das Reisen mit Pferden weit ins Land möglich, und prachtvolle Kunststraßen führen hoch über die 4–5000 Fuß hohen Gebirge weg von der Kaphalbinsel in das Innere des Landes. Man hat wohl volle Tagereisen von einem Ort zum

andern, und bisweilen stellte sich ein Fluß ohne Brücke hindernd in den Weg, aber all das ließ sich überwinden und wir genossen in vollen Zügen die herrliche Natur Südafrikas. Die Dörfer und Städtchen hier sind die schönsten, die ich je gesehen. Stellenbosch ist eine wahre Stadt-Idylle, wie sie nur der Phantasie eines Dichters entspringen kann. Dieser Eindruck mußte uns diese älteste Niederlassung in der Kapkolonie machen. Niedliche, fast übertrieben rein gehaltene, im Innern mit allem europäischen Comfort eingerichtete Häuschen im holländischen Styl gebaut, von großen Gärten umgeben, liegen fast versteckt hinter den prachtvollsten Eichenalleen, die jede Straße der Stadt einfassen. Wir waren gerade bei einem Volksfeste, einer Revue der Nationalgarde in Stellenbosch. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen im besten Putz, und wahrhaftig, wenn man auf schönem Wiesplatz unter dem Schatten der herrlichen Eichen lange Tafeln aufgeschlagen sieht, reich besetzt mit dem Besten, was ein fruchtbares Land und fleißige Menschen produziren, wenn man dabei die heiteren kräftigen Männergestalten und einen Kranz der schönsten blühendsten Damen mit dem reinsten fast durchsichtigen weißen Teint, wie ihn nur eine Europäerin hat, in elegantester Toilette, wenn man das Alles sieht, wenn Toast über Toast erklingt, wahrhaftig dann sich zu überreden, daß man in Afrika ist, das ist eine schwere Sache.

Auf dem Ocean, den 25–26 Dezember 1857, Nachts.

Ich bin im indischen Ocean, 800 Meilen von der nächsten Küste entfernt, also auf offenem Weltmeer, noch auf der südlichen Hemisphäre, in einem irdischen Paradiese, auf Ceylon unter Cocospalmen, zwischen Zimmigärten. Der Zeit segelt unser braves Schiff ruhig auf 6° südlicher Breite, 83° östlicher Länge von Greenwich. In Europa ist Winter, ich lebe im heißesten Sommer, unter einem Himmelsstrich, wo der Thermometer Tag und Nacht auf 28° Celsius bleibt, und hätte ich nicht die treffliche Cabine, durch die, wenn ich Fenster und Thüre öffne, ein kühlender Luftzug streicht, so weiß ich nicht, ob es möglich sein würde, zu schreiben, da die 28° Celsius selbst einem Tag und Nacht die Schweißtropfen auspressen. Wir sind auf

der Fahrt von der einsamen Insel St. Paul nach Point de Galle auf Ceylon. Die Fahrt nach jener Insel war eine sehr stürmische, aber deshalb auch rasche, wir haben 3000 Meilen in 24 Tagen gemacht, und ankerten am 19. November vor St. Paul. Da wurden auf diesem kleinen Flecke der Erde, einem Vulkanpfel mit immensem Krater, der über das Meer hervorragte, sämtliche Naturforscher ausgeschifft, und da Sturm über Sturm kam, war die Fregatte genöthigt, von dem unsichern Ankerplatz weg unter Segel zu gehen. Alle 6 Tage kam sie wieder, und versah uns mit Lebensmitteln, und so brachten wir volle 17 Tage auf der Insel zu. Wir trafen sie zu unserem Glück bei dem stürmischen regnerischen Wetter, das uns in unsern Arbeiten sehr störte, von drei französischen Fischern aus St. Denis auf der Insel Bourbon bewohnt, und fanden in den Hütten dieser Leute ein Obdach, wenn auch Regen und Wind durch alle Fugen und Ritzen durchdrang, immerhin ein Obdach, und trotz mancher weniger angenehmer Momente rechne ich den Aufenthalt auf dieser Insel zu dem interessantesten Stück unserer Reise bis heute. Am 6. Dezember verließen wir die Insel und waren am 7. vor der nördlicher gelegenen Schwesterinsel Amsterdam. Ein völlig windstiller Tag begünstigte uns, so daß wir mit Booten an die steile Insel fahren konnten und dieselbe erklimmen; aber mannshohes Gras verhinderte jedes weitere Vorwärtsschreiten auf ihrer Oberfläche. Einer unserer Matrosen zündete das dürre Gras an, und in der Nacht, als wir wieder an Bord und unter Segel waren, hatten wir den großartigen Anblick eines ungeheuren Brandes. Ich glaube, die ganze von keiner menschlichen Seele bewohnte Insel muß abgebrannt sein. Von da steuerten wir nördlich, mit jedem Tag in wärmere Zonen eintretend. So stürmisch es nach St. Paul und bei St. Paul gewesen war, so ruhig war unsere Fahrt durch die Südostpassatzone. Immer heiterer Himmel, reine Luft und ruhige See, daß man glauben sollte, ein Kind könnte in kleinem Boote durch diesen Ocean rudern. Und doch ist gerade der indische Ocean durch seine fürchtbaren Cyclone berüchtigt. Wir haben die Regionen dieser Orkane bereits überschritten und sind glücklicherweise ganz verschont geblieben. In den Breiten, in denen

wir uns jetzt befinden, kommen sie nie vor, und so hoffe ich, werden wir in zehn bis zwölf Tagen auch glücklich in Ceylon ankommen. Wir werden die ersten Tage des neuen Jahres noch in See zubringen. Ich bin immer gesund und guter Dinge. Mit jeder neuen Station bin ich mehr befriedigt von der Reise, die jetzt, wenn wir diese lange Seefahrt hinter uns haben, eigentlich erst recht beginnt. Denn dann folgt Station auf Station immer Neues, immer Fremderes. Schon jetzt ist meine Cabine so vollgepfropft von Maritäten aller Art, daß ich nicht recht absehe, wie das werden wird, wenn immer Neues und Neues dazu kommt.

Vom 8. Januar 1858, Mittags 12 Uhr. Zu meinem Brief vom 25 — 26 Dezember nur noch einige Zeilen auf der Rhede von Point de Galle auf der Südwestspitze von Ceylon, wo wir so eben, nachdem wir vier lange Tage wie der stiegende Holländer hin und her getrieben wurden, in der Coromandelströmung glücklich bei herrlichem Wetter geankert haben. Ganz umringt sind wir von den seltsamen Booten der Eingeborenen, kastanienbraune halbnackte Männer, wie Damen frisiert, mit den feinsten Schildpattkannen und, als wären sie Weiber, ein Stück Tuch wie einen Unterrock um die Hüften gebunden, das ist der ganze Anzug. Und von diesen Kerlen, denen man keinen Kupferkreuzer im Sack zutrauen sollte, sieht man den einen eine kostbare Perlschnur, den andern ein Goldbracelet mit Edelsteinen, den dritten ein mit verschiedenen Holzarten prachtvoll eingelegtes Kästchen in die Höhe heben, dann Ananas, Bananentrauben mit 170 bis 200 Früchten daran, Bataten u. s. w.

Madras, den 1. Februar 1858.

Die Novara kam am 30. Januar in Madras an, ich war schon 8 Tage früher da, weil mir und meinem Kollegen der Commodore erlaubt hatte, mit dem Postdampfer von Galle nach Madras zu fahren. Die Fregatte hielt sich in Galle nur 6 Tage auf; da wäre wenig Möglichkeit für mich gewesen, etwas zu sehen und in das Innere von Ceylon zu kommen; so aber hatte ich für Ceylon 10 Tage und war oben auf dem Adamspik, fuhr dann mit dem prachtvollen Schraubendampfer Ruvia in 47 Stunden nach Madras und war hier 8 Tage, ehe die

Fregatte ankam. So war auch für Madras mehr Zeit gewonnen; denn auch hier wollte sich die Fregatte nur 8 Tage aufhalten, da der Kommodore sehr eilt, um nach den Nicobaren zu kommen. Ich habe nun von meinen Erlebnissen auf Ceylon viel zu erzählen. Ceylon war für uns der erste Punkt, wo uns ein ganz fremdes neues Leben entgegentrat, nicht mehr das europäische, wie in Rio und am Kap. Dazu die herrlichste Temperatur, ein fast immer wolkenloser Himmel während unseres Aufenthalts, die üppigste Vegetation, ganz anders in der Ebene, ganz anders in den Gebirgen und in den höchsten Gipfeln. Ceylon muß einen gewaltigen Eindruck auf Jeden machen, der zum erstenmal dieses Paradies sieht. Galle mit seinem lebendigen Hasen, den schattigen Kokoswäldern ringsum, macht den lieblichsten Eindruck. Schwärmerisch gestimmt betrachtete ich an einem herrlichen Abend vom Leuchtturm herab das prachtvolle Bild. Könnte man Jemand mit verbundenen Augen auf die Höhe des Leuchtturms führen und ihm hier die Augen öffnen, Ueberraschung und Entzücken müßte sich in noch weit höherem Grade in seinen Sinnen und Ausrufungen ausdrücken, als wenn vor einem Bauernburschen aus einer ungarischen Gegend zum erstenmal der Vorhang eines großen Theaters aufgeht. Geankerte, auslaufende, einlaufende Schiffe vom prachtvollen englischen Dampfer bis zur erbärmlichen chinesischen Dschonke, kleine Felsinseln mit einigen Kokospalmen und Pandanusgebüsch, darunter Korallengärten, durch welche wundervolle rothe und blaue Fische schwimmen, Haiische, an einem todten Hund zerrend, Krabben, auf steilen Felsen heraufkletternd bis zu der Plattform, auf der die schlanke Säule des eisernen Leuchtturms sich erhebt. Am Meer und am Hasen die prachtvolle Scenerie der Kokoswälder, in denen unzählige Häuser versteckt liegen, über dem Kokoswalde in immer höheren Stufen dunkle Waldberge hinauf bis zu dem spizen Felsenkegel des Adamspicks in blauer Ferne. Unter den Füßen in Vogelperspektive die Festungswälle und die ganze Stadt mit ihren reinlichen Straßen und netten Häusern, Gärten dazwischen, weibende Beduochsen, schwarze Schildwachen, Kanonen, luftwandelnde Ladys, durchsichtig weiße englische Kinder mit braunen

singhalesischen Kammern, im Festungsgraben die singhalesische Jugend spielend und rauchend, kastanienbraune Knaben mit rabenschwarzen Lockenhaaren, deren einzige Bekleidung in einem Bindfaden oder einem Stück rothen Zeugs um die Hüften besteht, behäbige, stolz einherschreitende Muselmänner, die Juden von Ceylon schächernd, Edelsteine, Ringe, Schmuck und aller Welts Dinge anbietend, daneben die weiblich aussehenden Singhalesen mit Zopf und Kamm am Kopfe, den Oberkörper nackt, von den Hüften bis zu den Knöcheln ein weißes Tuch, wie ein Weiberunterrock, häßliche Betel kauende Singhalesinnen, Buddhapriester in langem schwefelgelben Gewand, Kopf und Bart nackt abgeschoren, englische Midshipmen in rother Jacke mit schwerem Säbel komisch einherschreitend, Perfer mit langem Barte und hoher Mütze, fofette, malerisch schöne Hindumädchen, Nase, Ohren, Stirne, Arme und Beine behangen mit Gold und Edelsteinen — das sind die bunten Elemente des Bildes, das man vom Leuchtturm von Galle aus überblickt. Jedoch ich war damit nicht zufrieden, schon der dritte Tag nach unserer Ankunft brachte mich nach Colombo. Ich weiß nicht, bin ich die 72 Meilen nach Colombo durch einen Palmenwald, oder durch einen Garten, oder durch ein 72 Meilen langes Dorf gefahren. Die Straße ist sehr gut, man fährt im Schatten der Palmen durch den herrlichsten Park, in dem die bunte Menge der Eingeborenen die Staffage bildet. In Colombo blieb ich einen Tag. Da die Royal-Mail-Booth nach Kandy für viele Tage gänzlich besetzt war, so mußte ich den Plan, über Kandy nach dem Adamspick zu gehen, leider aufgeben. Die alte berühmte Königsstadt habe ich also nicht gesehen, dafür habe ich aber den berühmtesten Berggipfel der ganzen Welt, als heilige Burg verehrt von den Millionen und Millionen, die sich zu Buddhas und Mahomed's Religion bekennen, nach welchem aus dem fernsten Osten und Westen Tausend und aber Tausend seit Jahrtausenden wallfahrten, bestiegen, ich bin 7200 Fuß über dem Meere in Adams, oder wie die Buddhisten sagen, in Buddhas Fußspur gestanden, und habe auf dem gewaltigen Felskegel eine herrliche Mondnacht zugebracht, die Sonne unter uns aufgehen gesehen. Die Reise dahin wurde

kurz so ausgeführt: von Colombo bis Ratnapura (Stadt der Edelsteine) ganz bequem in einem Wagen mit unterlegten Pferden zwei Tage; von Ratnapura zu Fuß über Gilmali und Palabatula. Von Palabatula, dem letzten Bergdorf, hat man 6000 Fuß fast senkrecht auf in Felsen gehauenen Treppen zu steigen, bei der Temperatur unter 6° Breite ein außerordentlich beschwerliches und anstrengendes Geschäft, das aber gänzlich ohne Gefahr und sehr belohnend ist, fort und fort im tiefsten Schatten der herrlichsten Urwälder, in denen es von Elephanten im eigentlichen Sinn des Wortes wimmelt. Man muß auf dem schmalen Fußsteig oft tief durch Elephantenmist sich durcharbeiten und sieht an abgerissenen Zweigen des niedergetretenen Bambus, der ganz frisch und unverwelkt da liegt, die frischen Spuren der Elephanten, jedoch ohne diese selbst zu Gesicht zu bekommen, da sie, wie alle andern Thiere, dem Menschen scheu aus dem Wege laufen. Wir erreichten nach eintägigem Steigen, das sehr viel Schweiß gekostet, gerade im Moment des Sonnenuntergangs die höchste Fels Spitze, auf jener Fußspur. Ein Tempel ist darüber gebaut und neben dem Tempel ein kleines Häuschen für den Buddhapriester während der Wallfahrtszeit, das uns gastlich aufnahm. Man muß die letzte etwa 300 Fuß hohe Fels Spitze an eisernen Ketten und auf eisernen Leitern erklimmen. Der herrlichste Abend belohnte unsere Mühe. Wir thaten uns gemüthlich beim Thee, Bier und Wein und Gewürzen, die unsere Träger mitgebracht, als gegen 10 Uhr Nachts ein Höllenlärm, ein Geschrei hörbar wurde, und Männer mit Fackeln sichtbar wurden, die an den Ketten zu uns hinaufkletterten. Ich wußte, daß man von den Eingeborenen durchaus nichts zu fürchten hat, zumal an so geweihter Stelle, die sie abergläubisch verehren, war aber immer begieriger auf das, was da kommen sollte. Siehe da, der Erste, der durch die Mauereinfassung der höchsten nur 40—50 Fuß durchmessenden Spitze hereintrat, übergab mir mit tiefem Selam einen Brief, adressirt an Dr. Hochstetter auf dem Adamspick, ihm folgten vier andere, die einen schweren Korb schleppten mit den feinsten Weinen und allen Delikatessen, die man sich nur denken konnte, dazu silbernes Besteck und feinstes Porzellan. Des Nachts 10 Uhr auf

einem einsamen 7000 Fuß hoch aus einer Elephantenwildnis sich erhebenden Berggipfel! Es war der Agent der Regierung in Ratnapura, der uns diese angenehme Ueberraschung bereite, der gehört, daß zwei Deutsche zum Adamspick wallfahrten und sie für unpraktisch genug hielt, sich mit nichts zu versehen. Nun schwelgten wir im Ueberfluß, und eine Tafel wurde hergerichtet, wie man sie in einem Wiener Hotel kaum findet. Es wurde kühl in der Nacht, die Temperatur fiel auf 11° Celsius, aber der sprudelnde Theetopf, der famose Portwein und die winddichte Mauer der buddhistischen Priesterwohnung ließen uns nichts davon merken. Wir hatten den herrlichsten Sonnenaufgang, der Pick warf seinen Riesenschatten bis weit hinaus über das Meer, die Gebirge von Ceylon lagen klar um uns in der Morgenfonne, im Vordergrund die Rhododendronbäume mit ihren purpurothen Blüten, die die Spitze des Picks bewalden. Unser Rückzug nach Ratnapura war ein wahrer Triumphzug. Alle Häuptlinge der Bergdörfer waren angewiesen, uns alle in ihren Kräften stehenden Dienste zu leisten. Sie fanden sich am Wege ein mit ihren Leuten und brachten Kokosnüsse zur Labung, hier Geflügel, wir fanden ganze Tafeln aufgeschlagen, Zelte bereitet, und in Palabatula waren Palankinträger und Fackeln bereit, und gefolgt von 50—60 Menschen, hochtrabend auf bequemem Tragsessel, beleuchtet von einem Duzend Fackeln, zogen wir durch die Wälder des niedern Landes in der Nacht von Gilmali und Ratnapura. So reist man in Ceylon. Von Ratnapura fuhren wir auf einem Boot auf dem Kulu-Gange einen ganzen Tag und eine halbe Nacht nach Galuva und kehrten von da sehr befriedigt nach Galle zurück.

Auch in Madras wurden wir mit der größten Zuverlässigkeit aufgenommen. Madras ist eine Stadt von immenser Ausdehnung mit höchst eigenthümlichem Leben und Treiben der Eingeborenen; man bekommt wenigstens eine Vorstellung von dem, was Indien ist.

Madras, den 6. Februar.

Nachdem ich so eben von einem sehr hübschen Ausflug nach Belore (80 Meilen von Madras) auf der Eisenbahn zurückgekehrt

bin, mache ich mich noch heute Abend auf den Weg nach den berühmten 7 Pagoden, südlich von Madras 40 Meilen, uralte Felsentempel, das Merkwürdigste, was in der Nähe zu sehen ist. Nächsten Montag bin ich wieder zurück. Vorgestern waren wir alle beim Gouverneur, Lord Harris, zu einem Feste geladen, das er in seinem Sommerpalast gab. Da war Alles, was man sich nur denken kann, Musik, indische Gaukler, Schlangenzauberer, Taschenspieler, Tänzerinnen, Feuerwerk, glänzendes Souper und Ball. So lebt man in Indien!

Singapore, den 15. April, auf der Rhede an Bord.

Um 2 Uhr heute Nachmittag fiel der Anker auf der Rhede von Indiens Alexandrien nach einer glücklichen Fahrt durch die Malakkastraße nach interessantesten merkwürdigen Tagen unter den Wilden der Nikobarenischen Inseln. Ich bin gesund und guten Muthes wie immer, und Gott sei es gedankt, das unheilvolle Klima dieser Inseln hat mir, da ich alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, nicht geschadet, ich blieb hierbei frei und kräftig trotz der 29 und 30° Celsius, die nun seit Monaten unsere constante Temperatur. Mehrere meiner Kollegen hatten leichte Fieberanfalle durchzumachen, auch in der Mannschaft fehlten sie nicht; aber Alles hat sich wieder erholt, und die Novara erfreut sich eines außerordentlich guten Gesundheitszustandes. Wenn auch die Luft, namentlich vor Gewittern, die seit den Nikobaren täglich mit furchtbarer Macht über uns wegziehen, blizend, donnernd und Sündfluthiröme ergießend, drückend schwül ist, so ist mir diese Temperatur doch lieber, als Kälte. Unser Aufenthalt in dem einsamen Archipel der Nikobaren war sehr abgekürzt, im Ganzen 1 Monat, davon nur 16 Mal am Lande, ganze Tage oder einige Tagesstunden. Menschenfresser, wie uns in Madras prophezeit worden war, haben wir nicht getroffen. Die Eingeborenen hatten schreckliche Angst vor unsern Kanonen, alle Weiber und Kinder waren in die Urwälder entflohen und ließen sich nicht sehen, auch die meisten Männer; nur die Weherztesten verkehrten mit uns. Ich hatte mannigfache Erlebnisse mit den komischen Kauzen, die nackt gehen und nur einen alten schäbigen Gilinderhut, der bei ihnen im Werth

von 1500—1600 Kokosnüssen steht, als ihr vornehmstes und fast einziges Toilettestück halten.

Singapore, Stadt, Hôtel de l'Espérance, den 17. April.

Ich habe mich nun für unsern kurzen Aufenthalt hier in einem komfortablen Hotel einlogirt, und es ist mir nach dem halbwilben Kokosnußleben, das wir auf den Nikobaren führten, nach den Schweizbädern, die unser Aufenthalt daselbst kostete, wahrhaft erquickend, wieder in einer Stadt mit europäischem Comfort zu sein. Das Hotel, das ich bewohne, ist ganz europäisch eingerichtet, so gut, als irgend ein Hotel in Wien, aber theurer, da jeder Tag für Logis und Kost zusammen 10—12 fl. G. M. kostet. Die Bedienung lauter Chinesen, Singapore mehr eine chinesische, als eine europäische Stadt. Die langzöpfigen Söhne des himmlischen Reiches mit ihren schiefen, geschlitzten Augen belagern fortwährend meine Thüre, der eine will mir Schuhe, der andere Rock und Hosen anmessen, der dritte das, der vierte jenes. Nur Kutscher und Barbierer sind auch hier Hindus von der Koromandelküste; die schönen braunen Gestalten in weißer Kleidung mit weißem Turban thun dem Auge wohl neben den gelben Chinesen, die alle wie Weiber aussehen. Außer Chinesen und Hindus sind hier aber noch Malaven, Eingeborene von den Philippinen, Sumatresen, Japanesen, ein Völkergewirr, ein babylonisches Sprachgemisch, das nicht zu beschreiben. Man rechnet bereits 70,000 Einwohner für Singapore, das vor 35 Jahren noch ein Piratennest war und jetzt der erste und wichtigste Handelsplatz des Ostens ist, wo jährlich 8—900 große europäische Schiffe ein- und ebenso viel auslaufen, nebst 2—3000 Chinesischen und andern Fahrzeugen. Die Rhede, die ich von dem Plage, auf dem ich schreibe, überblicke, ist das Bunteste, was ich je gesehen, namentlich durch die buntbemalten chinesischen Dschonken. An größern Ausflügen in der Umgegend von Singapore ist man besonders durch die vielen Königstiger verhindert, die auf der Insel ihr Unwesen treiben, seit sie bevölkert worden. Es ist dieß eine höchst merkwürdige Erscheinung, denn früher sollen diese Thiere hier gar nicht vorgekommen sein.

Batavia, den 5. Mai 1858.

Nach glücklicher vierzehntägiger Fahrt von

Singapore weg laufen wir so eben auf der Rhede von Batavia ein. Daß wir Singapore so schnell nach 5 Tagen Aufenthalt schon wieder verlassen haben, geschah der Cholera halber, die, wenn auch nur schwach, so doch am Lande und auf der Rhede sich zeigte. Wir sind glücklich durchgekommen ohne Kranke; nur einen Schiffsjungen haben wir unterwegs verloren an einem choleraartigen Anfall, der in Typhus ausartete; sonst blieben alle wohl und gesund. Es ist ein seltenes Glück, unter einer Mannschaft von über 300 Köpfen in einem ganzen Jahr nur einen durch Krankheit zu verlieren, davongelaufen sind mehrere. Am 30. April in der Gasparstraße zwischen Borneo und Banka feierten wir den Absahrtstag unserer Fregatte von Triest. Ich sehe im Ganzen sehr befriedigt auf das verlossene Jahr zurück, wiewohl die Bilanz ergibt, daß wir volle  $\frac{3}{4}$  des Jahres auf dem Wasser und nur  $\frac{1}{4}$  am Lande zugebracht haben. Es sind jetzt 20,000 Seemeilen von uns zurückgelegt, nach beiläufiger Schätzung  $\frac{1}{2}$  unseres ganzen Weges; Hongkong dürfte Halbwegs für uns werden. Wir segeln von Batavia, wo wir wenigstens 14 Tage verweilen werden, direct nach Manila (die herrliche Insel Borneo ist leider aufgegeben) und dann nach Hongkong. Die Rhede von Batavia sieht düster und trübe aus, man muß sehr weit vom Lande weg ankern, wir sind noch volle  $2\frac{1}{2}$  Meilen in See; man sieht also nur Schiffe um sich, dann in weiter Ferne einen niedern bewachsenen Saum Festland, und dahinter in blauer Ferne schwach den Umriss von gewaltigen Bergketten, deren Gipfel aber in schwere Gewitterwolken gehüllt sind. Ich verspreche mir viel von Java, namentlich von einer Tour nach dem 9326 Pariser Fuß hohen ausgebrannten Kegel des Mandalarwangi (oder Pangerango), von dem man in den thätigen Krater des Gede (9230 Pariser Fuß) hinabsteht.

Batavia, den 28. Mai 1858.

Vor zwei Tagen bin ich glücklich von einer großen Tour, die ich ins Innere von Java unternahm, wieder hierher zurückgekehrt. Ich habe drei gewaltig dampfende Krater gesehen, und bin in zweien hinabgeseilt bis in die Tiefe ihres Bodens, habe außerdem den schönsten Theil der Insel durchreist und kam zurück, reich beladen mit gesammelten Schätzen,

reich an Anschauungen, Erfahrungen und geologischen Resultaten, und das Alles in der kürzesten Frist. Die großartigsten Anordnungen der holländischen Regierung machten Erfolge möglich, zu denen ein Fremder, dem das nicht zur Disposition gestellt wird, tausende von Gulden in der Tasche mitbringen und Monate Zeit haben müßte. Die ganze Tour konnte ich, so unterstützt, kostenfrei machen. Das erste war ein Ausflug von Batavia nach dem 80 Meilen entfernten, fast 10,000 Fuß hohen Pangerango (ausgebrannter Kegel) in Gemeinschaft mit dem Commodore und meinen Kollegen. Wir haben die Nacht oben auf dem Gipfel, wo ein Haus steht, am helllobernden Ofenfeuer uns erwärmend, zugebracht; welcher Contrast gegen die Glühitze von Batavia! Vom Pangerango ab trennte ich mich von der großen Gesellschaft, um ungestört wissenschaftlichen Zwecken nachgehen zu können. Ich besuchte den thätigen Krater des Gede, fuhr dann weiter nach Tandjur und nach Bandung. Das Hochplateau von Bandung gilt für den schönsten Theil von Java. Hier am Fuße des Tanguban Prahu wohnt der deutsche Landsmann Junghuhn, der große Mann von Java und diesem galt meine schnelle Reise, sechsstündig mit frischgewechselten Pferden auf jeder Post, nach Bandung und von da nach Lembong. Da war ich im Herzen von Java und am Fuße jenes merkwürdigen Berges mit seinem berühmten thätigen Zwillingsskrater, und bei dem Mann, der der gründlichste Kenner von Java und seinem Vulkane ist. Ich hatte mich nicht verrechnet, Junghuhn nahm mich mit offenen Armen auf, und orientirt über die Zeit, welche mir zu Gebot stand, entwarf er für mich einen Reiseplan, der alsbald dem eingeborenen Regenten von Bandung mitgetheilt wurde, mit der Bitte, für die Möglichkeit der Ausführung zu sorgen. Ich bestieg von Lembong aus den Tanguban Prahu, und stieg hinab 1000 Fuß tief in seinen dampfenden Krater, ein Anblick, wie ich ihn nie gehabt. Ein voller Tag war dem großartigen Schauspiel gewidmet. In der Nacht fuhr ich dann nach Bandung. Mein Absteigquartier war das luxuriöse Palais des malayischen Fürsten. Ich wurde mit den größten Ehren empfangen; nach einem feinen europäischen Gastmahl Tanz von Bajadern

## Das Neueste

aus der

### Länder- und Völkerkunde.

Weltumseglungsreise der k. k. österreichischen Fregatte Novara.

(Schluß.)

mit der eigenthümlichen einheimischen Musik. Den andern Morgen mit Tagesanbruch stand der sechsspännige Reisewagen wieder bespannt; der Bruder des Fürsten selbst hatte den Auftrag, mich auf meiner Tour zu begleiten, und ein Holländer, der Malayisch und Sundanesisch verstand, Dr. de Fry, war als Dollmetscher mein zweiter Begleiter. Wir fuhren, so weit man fahren konnte, aber bald war Poststraße und Seitenwege verlassen, und die Gegend erreicht, wo in tiefen Gebirgsschluchten recht im innern Eingeweide der Erde die geologischen Aufschlüsse zu finden sind. Da war nicht mehr zu fahren, da fand ich aber bereits die Pferde gesattelt, prächtige Pferde von ächter Makassarage, die wie Gemsen die steilsten Berge hinauf und herab klettern mit vollster Sicherheit. Und nun erst entwickelte sich das Eigenthümliche orientalischen Lebens. Mein Gefolge bestand aus nicht weniger als 38 Reitern, alles eingeborene Häuptlinge mit ihren Dienern, und dann noch ein langer Zug von 20–30 Kulies. So ging es 5 Tage lang über Berg und Thal auf Wegen und Stegen, die außer Junghuhn nie ein Europäer betreten. Die Wege hatte der Regent von Bandung eigens herrichten lassen, neue Brücken waren geschlagen, Hütten errichtet (Alles aus Bambus) und an den bezeichneten geologisch merkwürdigen Punkten fand ich vorausgeschickte Kulies be-

schäftigt mit Abräumen und Graben; für Mittag und Abend war in einer ebenfalls dazu neu gebauten Hütte ein prächtiges Speise- und Schlafzimmer eingerichtet, überall traf ich die Tafel schon gedeckt, es wurde auf Silber servirt mitten in Urwäldern, tief unten in fürchterlichen Schluchten, hoch oben auf Bergen. Wahrhaftig; ich kam mir wie verzaubert vor, ich habe so etwas nie erlebt und werde es nie mehr erleben. Viermal des Tages wurden die Pferde gewechselt, und wenn wir auf die Nacht in ein Dorf kamen, so wurden da die üblichen Volksspiele, Musik und Tänzerinnen, Marionettentheater u. s. w. gehalten. So habe ich wilde Gebirgsgegenden, in denen es noch von Tigern und Rhinocerosen wimmelt, durchreist mit allem Comfort, wie man ihn nur an europäischen Hauptstraßen findet, und zugleich mit allem orientalischen Luxus. Es war ein großartiger Anblick, wenn der ganze fast unübersehbare Zug durch Kalang-Grasflächen in vollem Galopp dahinsprengte, voran die Wedanah des Bezirks, und dann wir zwei Europäer, dann der Prinz und das ganze Gefolge, und wenn wir dann wieder im Zickzack an einer steilen Felsenmauer hinaufkletterten. Ich habe nur eine schwache Skizze gegeben, aber zu mehr reicht mir die Zeit vor unserer Abfahrt nicht.

## Das Königreich Birma.

Das Königreich Ava begreift mehrere Gebiete in sich, die ursprünglich nicht dazu gehörten, jetzt aber unter dem mehr allgemeinen Namen Birma gekannt sind. Die Birmanen führten heftige Kriege mit Cochinchina, Siam, Laos, Pegu und andern benachbarten Völkern, wodurch sie ihre Herrschaft nach und nach über die ganze Oberfläche der indisch-chinesischen Halbinsel ausdehnten. Im Laufe dieser Eroberung erlitten sie jedoch manche Niederlagen, namentlich von den Peguanern, die einstmals die Hauptstadt von Ava plünderten. Noch verderblicher waren aber die gegen England geführten, indem dieselben für sie mit dem Verluste ihrer schönsten Gebiete, dem ganzen östlichen Ufer der Bai von Bengalen, endigten.

Das birmanische Reich, wenn man davon abrechnet, was dieselben zuletzt an die Engländer verloren haben, umfaßt den Theil der indisch-chinesischen Halbinsel, der die britischen Besitzungen vom eigentlichen China und Siam trennt. Nördlich gränzt es an Assam und Tibet; östlich an China und Siam, westlich an einige indische Staaten, welche an die englisch-ostindische Compagnie Tribut zahlen, und an die britische Provinz Arracan; südlich an China, Siam und Pegu. Es ist unmöglich, seine östlichen und südöstlichen Gränzen genau zu bestimmen, da solche stets wechseln, was von fortdauernden Kämpfen mit Laos, Sachtu, Camboja und Siam herrührt. Es sind dieß zwar im Ganzen friedliche Völker, allein vermöge der den Orientalen inwohnenden Lust, die Gränzen ihrer Länder stets zu erweitern, in beständigen Zwistigkeiten mit den Birmanen, die aber meist selbst die Angreifer sind. Seit dem Verlust von Tenefferim, Pegu und den andern nördlich vom letzteren abgetretenen Gebieten soll das Reich, das sonst 200000 Quadratmeilen umfaßte, gegenwärtig nur noch die Hälfte dieses Umfangs zählen.

Wie groß die Bevölkerung desselben sei, ist schwer zu sagen; die höchste Schätzung derselben ist 16 Millionen. Der alte Theil des Reiches, derjenige, worin der Herrscherstamm wohnt, heißt Ava, und ist von an-

sehnlichem Umfange; daher gibt man auch dem gesammten birmanischen Reiche hie und da diesen Namen. Andere Schriftsteller leiten ihn von der Stadt dieses Namens her, die auf dem rechten Ufer des Irrawaddy im Mittelpunkte des Reiches liegt.

Das Klima ist eines der schönsten von Indien, namentlich in den nördlichen Theilen von Ava, die an Tibet gränzen. Die große Hitze, der man in den britischen Provinzen Tenefferim, Pegu und Arracan ausgesetzt ist, tritt in Ava nur für eine kurze Zeit der Sommermitte ein; sonst ist das Klima in jedem Theil des Reiches sehr warm. Die Erzeugnisse seines Bodens sind die der Tropen. Die Regelmäßigkeit der Jahreszeiten erleichtert den Anbau, da man stets mit Sicherheit den ungefähren Ertrag vorausberechnen kann und nicht nöthig hat, zu überlegen, was man zweckmäßiger pflanzt oder säet. Ava enthält sehr wenige Niederungen, und es kommen daher, trotz seiner südlichen Lage, alle Gemüse- und Fruchtgattungen des südlichen Europas daselbst fort. Die meisten Erzeugnisse Hindustans und Chinas gedeihen innerhalb der Gränzen des alten birmanischen Reiches, wie überhaupt alle Früchte der tropischen Zonen in Ava heimisch sind.

Die Mineralien Birmas kommen eben so oft vor, als sie sehr verschieden sind. Berühmt sind die Gold- und Silberminen an der chinesischen Gränze; die von Wubulutan zählen zu den interessantesten der Welt; sie erstrecken sich längs der Hügelreihe des Flusses Kindum und geben Gold, Silber, Saphire und Rubinen. Bei der Stadt Ava, zu Kiumivum, sind die Minen noch reichhaltiger, und die Vielartigkeit der Schätze, welche man daselbst findet, übertrifft wahrscheinlich die aller andern Minen der Welt. Auch ist Ava berühmt wegen seiner schönen Chrysolithen, Amethysten und Granaten.

In ihrem Handelsverkehre mit Fremden oder unter sich bedienen sich die Birmanen keiner geschlagenen Metallmünzen, sondern Silber- oder Bleibarren.

Die Birmanen sind muskulös und lebhafte Benekmens, aber nicht hochgewachsen. Ihre Hautfarbe ist viel reiner als die der

Chinesen, und viel schöner als die der Eingebornen von Bengalen, da sowohl Züge als Gestalt mehr denen der Chinesen gleich kommen. Die birmanischen Weiber sind schöner als die Männer, und in den nördlichen Gegenden des Landes hier und da sogar noch schöner als die Bewohnerinnen des südlichen Europas.

Die Regierungsform ist der Despotismus, und der König nimmt wie sein Bruder, der Kaiser von China, die pomphaftesten und zugleich lächerlichsten Titel an. In einem Staatsdokument vom Jahre 1810 wird der König von England sein Vasalle genannt. Es gibt in diesem Lande keine erblichen Ämter oder Titel; nach dem Ableben dessen, der sie bekleidete oder führte, werden sie wieder zur Verfügung der Krone gestellt. Die Würdenträger und vornehmen Klassen sind höflich und zugänglich, aber verschlagen und raubsüchtig. Dieß rührt zum Theil von der großen Unterdrückung her, welcher sie von Seiten der Krone ausgesetzt sind, um die bereits ungeheuern Reichthümer des regierenden Hauses zu vermehren, das Schätze von kostbaren Metallen und Steinen, die prachtvollsten chinesischen Seidenstoffe, Arbeiten in Elfenbein, Tischgeräthe und andere theure Artikel chinesischer Arbeit vom größten Werthe besitzt.

Die Birmanen waren stets sehr kriegerischer Natur, auch zeigten sie stets eine große Vorliebe für Seekriege. Ihre Seeschiffe waren noch in einer nicht sehr fernen Zeit der Schrecken der Bai von Bengalen und der östlichen Meeren. Das gesammte Volk kann zu den Waffen gerufen werden; ihre stehende Armee ist jedoch nicht sehr zahlreich und besteht zum größten Theile aus eingebornen Christen. Beides, Disciplin und Waffen derselben sind schlecht. Im Kampfe mit Leuten, deren Waffen den ihrigen nicht nachstehen, entwickeln die Birmanen viel Muth und Gewandtheit. Die Henza oder brahmanische Sans ist das königliche Banner, wie der Adler das gewisser europäischer Armeen von früher und jetzt.

Ihre Religion ist die buddhistische; sie haben jedoch keine Kasten und erbliche Handeld- oder Gewerbszweige. Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit des birmanischen Volks ist die abgöttische Verehrung, welche

der weiße Elephant bei ihm genießt. Die Birmanen, welche an Seelenwanderung glauben, nehmen an, daß der weiße Elephant eine menschliche Seele enthält, nachdem er bereits viele Millionen Seelenwanderungen durchgemacht habe, und daß er schließlich in der Gottheit aufgehe. In Folge dieses Aberglaubens wird stets ein weißer Elephant für den höchsten Würdeposten des Königreichs, der dem des Königs am nächsten ist, ausgewählt, und hat sogar Vorrang vor der Königin. Wir geben hier im Auszug eine Schilderung, welche Kapitän Ganning bei Gelegenheit eines Besuchs der Stadt Ava im Jahr 1812 hiervon entwirft:

Die Residenz des weißen Elephanten stößt dicht an den königlichen Palast, mit dem sie durch eine lange offene Gallerie von zahlreichen hölzernen Säulen verbunden ist, an deren letztem Ende ein Vorhang von schwarzem Sammt, der mit Gold eingefast ist, das erhabene Thier vor den Augen des Pöbels verbirgt. Vor diesem Vorhange geht die dem Thiere gewidmete Verehrung vor sich. Seine Wohnung ist eine hohe Halle, die innen und außen reich mit Gold verziert ist, und welche eine Anzahl eleganter Säulen stützen; sein Geschir ist wahrhaft prachtvoll, indem es von Gold mit großen Diamanten, Perlen, Saphiren, Rubinen und andern kostbaren Steinen froßt. Die Gefäße, aus denen es seine Nahrung erhält, sind ebenfalls von Gold mit eingelegten kostbaren Steinen; sein Gefolge und seine Wache beträgt gegen 1000 Personen. Das so genährte, geschmückte und von Gefolg umgebene Thier, das offenbar von der ihm beigelegten Wichtigkeit keine Notiz nimmt, empfängt aus einer großen Entfernung die Huldigungen seiner Anbeter, die in tiefster Demuth ihre Häupter vor ihm zur Erde beugen. Wie alle Potentaten Europas und Asiens, besitzt das Thier ein Kabinet, das aus einem Minghi, oder ersten Minister, einem Staatssekretär, einem Unterstaatssekretär, einem Staatsbooten und sonstigen verschiedenen untergeordneten Beamten, die aber nichtsdestoweniger hohe Würdenträger sind, besteht. Ihm gehören große Gründe in verschiedenen Theilen des Landes, deren Ertrag die großen Kosten seines Hofstaates decken soll. Bei einem religiösen Zustande, wie der eben geschilderte, kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß das

moralische und sociale Leben des birmanischen Volkes sehr weit davon entfernt ist, rein und glücklich zu sein.

Wie in China, beweisen auch die in Birma geltenden, außerordentlich ins Kleinliche ausgearbeiteten Vorschriften für die Bestrafung von Vergehen und die große Anzahl von Verbrechen aller Art, die der birmanische Strafcoder behandelt, die Verdorbenheit des Volks und die Strenge seiner Regierung.

Die Behandlung des Weibes ist einer der schlimmsten Züge des gesellschaftlichen birmanischen Lebens. Sie sind jeder Art von harter Behandlung ausgesetzt, werden aber nicht eingeschlossen wie in Hindustan, im Gegentheil, sie bewegen sich öffentlich so frei, wie in Europa. Birma besitzt hinsichtlich des weiblichen Geschlechts eine Institution, die man das Ausleihen von Frauen nennen kann, und die ein jedes Land, wo ein solches Gesetz gültig und in Uebung wäre, zu demokratisiren vermöchte. Personen weiblichen Geschlechts, verheirathet oder ledig, werden für eine bestimmte Zeit hauptsächlich an Fremde ausgeliehen, um ihnen als Weiber zu dienen. Verläßt der Fremde das Land, so hört die Gültigkeit des Vertrags auf. Beide Theile sind alsdann wieder frei. Uebrigens sind selbst so angeliehene Frauen selten untreu. Eine birmanische Frau betrügt selten ihren Ehemann, selbst nicht, wenn er ihr noch so schlimm begegnet ist. Keine andere Frauen des Orients, oder vielmehr der ganzen übrigen Welt, haben von Natur so wenig Neigung zur Intrigue, wie die Birmaninnen. Selbst wenn sie einem Fremden geliebt sind, beobachten sie diesen Vertrag und benehmen sich liebevoll gegen die Früchte dieses Zusammenlebens. Alle Kinder, welche von Europäern in Birma geboren werden, gelten gesetzlich als Unterthanen des Königs, und können nicht ohne seine ausdrückliche Erlaubniß aus dem Lande entfernt werden. Sucht jedoch ein britischer Unterthan eine solche nach, so wird der König ihm solche schwerlich vorenthalten. Uebrigens sind mit Berufung auf dieses Gesetz Weib und Kind öfter auf's Schändlichste verlassen worden. Im britischen Birma besteht in Betreff der Weiber ein ähnlicher Gebrauch, jedoch, wie man sich denken kann, nicht in gesetzlicher Weise. Den Berichten von amerikanischen

Missionären zufolge machen viele Europäer von dieser Unsitte Gebrauch, und haben oft ganze Familien von eingebornen Frauen, die sie alsdann gänzlich im Mangel lassen, so daß die Kinder als Heiden aufwachsen, mit weniger Bildung als die von birmanischen Vätern. Dieselben belegen dieß unter anderm mit folgenden Beispielen:

„Vor drei Jahren, genau in demselben Monate wie heute, hörte ich von einem Birmanen, daß ein junger Engländer in ein Kloster der buddhistischen Priester eingetreten sei und sich in deren Religion habe aufnehmen lassen. Ich konnte so etwas nicht glauben, und gab mir viele Mühe, das Nähere zu erfahren. So fand ich denn zu meiner unausprechlichen Betrübniß, daß der verlassene Sohn eines Engländer von Stand sein Haupt geschoren, und in den gelben Kleidern der buddhistischen Priester sich in ein Kloster als ein solcher habe aufnehmen lassen, wo er täglich vor den Götzen von Gotama sich verneige und von dem Volke selbst als Gott angebetet werde. Wo sein Vater sich befand, wußte er nicht. Während ich nun um dieselbe Zeit fern von einer Stadt in den Dschungeln reiste, ward in einem kleinen Dorfe meine Aufmerksamkeit auf einen Knaben von ungefähr 12 Jahren gelenkt, der sich in der Obhut eines Priesters befand, zu dessen Stande er erzogen ward. Er hatte die große römische Nase, eine Stirn mit ausgeprägter Intelligenz und braunes Haar, und jeder Zug in seinem Antlitz zeigte an, daß ein guter Theil englisches Blut in seinen Adern fließe. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, daß er der Sohn eines englischen Offiziers sei, aber niemals seinen Vater gekannt habe. Seine Mutter starb, als er noch ein Knabe war und er wäre ohne die Pflege der Heiden vor Mangel umgekommen. Sein Schicksal schmerzte mich tief. Ich hätte ihn gern an Kindes Statt angenommen, aber er war den Priestern geschenkt worden, die begreiflicher Weise nicht geneigt waren, eine so werthvolle Beute herauszugeben. Ich sah und hörte nichts weiter von ihm.“

So bewirken schlechte Institutionen der Staaten das Verderben der Individuen.

Das Königreich Ava hat wenige Städte; das Volk lebt wie in Hindustan in Dörfern.

Es gibt darin zwei Hauptstädte: Ava und Dmmerapur, und dieß sind auch die einzigen Städte von Bedeutung in dem ganzen Lande; erstere heiß eigentlich Kingwa, woraus die Europäer Ava gemacht haben. Es liegt unter 21° 51' nördlicher Breite, und 98° 58' westlicher Länge. Dmmerapur ist nur 4 (englische) Meilen davon entfernt, so daß beide eigentlich mehr nur eine einzige Stadt bilden, nach dem häufigen Verkehr, den beide Plätze mit einander unterhalten, und da sie so nahe aneinander gränzen. Ava besteht aus zwei besetzten Stadttheilen; der eine hat eine Meile im Umfang, der andere deren vier. Die Stadt ist fast ganz mit Tempeln angefüllt, von denen die meisten in Trümmer zu fallen beginnen; aber das abergläubige Volk, das gern neue bauen lassen will, betrachtet es als einen Frevel, die alten wieder herzustellen. In dem Tempel von Logathero Praw befindet sich ein riesiges buddhistisches Götzenbild, das aus einem ungeheuern Block des reinsten Marmors besteht. Das Götzenbild ist sitzender Gestalt und von dem Fußgestell an, worauf es ruht, bis zu seinem Haupte mißt es 34 Fuß. Um die Brust ist

es 10 Fuß breiter, und der Durchmesser des Kopfes ist 8 Fuß. Oberst Symes war der Meinung, daß der Tempel über die kolossale Figur gebaut worden sei, da das Thor desselben zu schmal, um sogar den Kopf einzulassen. Dmmerapur (die Stadt der Unsterblichen) liegt an den Ufern eines umfangreichen Sees, der 7 Meilen lang und anderthalb breit ist. So weit birmanische Kenntnisse der Befestigungskunst reichen, ist es wohl besetzt. Die Privatgebäude in Dmmerapur und Ava sind meist aus Holz gebaut, daher häufige Brände statthaben. Aus demselben Material bestehen auch die Tempel der erstern Stadt, die übrigens innen und außen reich vergolbet sind. Der Goldwerth, der so verschwendet ist, ist sehr beträchtlich. Das beste Gebäude ist das der königlichen Bibliothek, die von großem Werth, da die Bücher meist in kostbare reich vergoldete Holzsorten gebunden sind.

Die Kämpfe mit England haben dieses Reich sehr gedemüthigt. Mit Annäherung von Seiten des Königs von Birma begonnen, endigten sie mit Niederlagen und schweren Verlusten an Land und Geld.

### Das Königreich Persien.

Persien ist vor kurzem (1857) der Schauplatz eines zwischen diesem Lande und England geführten Krieges gewesen.

Von Interesse ist die Wahrnehmung, daß, Calcutta als Mittelpunkt angenommen, das Schwert von England die ganze asiatische Welt seine Wucht fühlen ließ. Von den östlichen Seegränzen Chinas an bis zu den Ufern des persischen Meerbusens und des rothen Meeres hat sein siegreicher Arm zur Schlacht ausgeholt. Längs der gesammten Gränzen von Indien, von Osten nach Westen zu, von den Vorgebirgen der indisch-chinesischen Halbinsel durch Bhotan, Nepaul, die Gränzen von Tibet, Afghanistan, Belutschistan, bis nach Rohammerah (in Persien) hat die Fahne von England in der freien Luft geflattert, haben die Hörner seiner leichten Infanterie in tausend Thälern ihren Wiederhall gefunden, sind die wilden Reiter seines indischen Reiches über tausend Ebenen dahingejagt. Vergebens sind große feindliche Heere gegen

seine Uebermacht aufgerufen worden. Der Donner seiner Kanonen und das Blitzen seiner Stahlklingen hat sie zerrieben machen. Eine Stadt nach der andern öffnete ihre Thore seinen siegreichen Vicekönigen, und die Flagge, die so lange über allen Meeren wehte, hat alle andern auf den schönsten Gebieten der asiatischen Welt verdrängt.

Auch Persien, eines der größten Reiche des Alterthums, hat wiederholt die Seeschiffe Englands in seinen Gewässern und seine „rothen“ Soldaten an seinen Ufern gesehen.

Die Gränzen von Persien haben sich wahrscheinlich so oft verändert, wie die irgend eines andern Landes. Dieses Land hat Nationen unterjocht und ist selbst unterjocht worden. In der ältesten Zeit der Geschichte finden wir es als ein großes Königreich, von dessen Umfang und Ruhm die jüdischen Geschichtschreiber erzählen. In den Tagen Königs Cyrus erreichte es die Höhe seines kriegerischen Glanzes, obgleich seine Reichthümer und die

Anzahl seiner Heere in einer spätern Periode mehr hervortreten, wo es die Hülfsmittel der von ihm unterjochten Nationen zu den Kriegen gegen Griechenland aufrief, in denen seine rohe Kraft griechischer Kriegeskunst und griechischem Heroismus unterlag. Griechen, Parther, Römer, Saracenen, Tartaren und Affghanen haben das Land abwechselnd geplündert und verwüstet, noch aber behauptet es eine verhältnismäßig große Macht für ein asiatisches Reich der Neuzeit. Die heutigen Bewohner von Persien haben noch dasselbe Land inne, das man als das Urland des alten persischen Reiches zu betrachten hat, obgleich nur ein kleiner Theil desselben von dem Stamme jener Hirten eingenommen ward, aus dem die persischen Eroberer entsprungen sind.

Das heutige Persien liegt innerhalb der Gränzen des alten. Die Russen haben sich seiner nördlichen Gränzen bemächtigt, indem sie es seiner ältesten berühmtesten Gränzen beraubten. Man nimmt an, daß das von dem Schah beherrschte Reich 500000 Quadratmeilen umfaßt, und sich über 700 Meilen vom Norden nach Süden erstreckt.

Ein großer Theil von Persien besteht aus einer Bergfläche, die sich 3000 bis 4000 Fuß über dem Niveau des Meeres erhebt. Aus dieser großen Ebene steigen Bergketten auf, zwischen denen unfruchtbare Ebenen, Salzseen und Salz- und Sandwüsten liegen. Elbruz ist die Hauptbergkette, die parallel mit dem kaspischen Meere läuft. Zwischen derselben und diesem Binnenmeer liegt eine der herrlichsten Gegenden der Welt, was die Scenerie betrifft, sie ist aber jumpfug und voll von ungesunden Ausdünstungen. In der Provinz Khuzistan, ist in Folge der zahlreichen Ströme, die sich in den Schat-el-Arab oder die Tigris ergießen, das Land schön und üppig, und bringt sowohl die Erzeugnisse Eurovas als der Tropen hervor. Diese Gegend ist eines der prachtvollen Blumenländer, die man in vielen Theilen Asiens trifft. Sie ist fast, wenn nicht ganz, so berühmt wegen der Rosen, welche sie hervorbringt, als Caschmir, und berühmter wegen ihres Tulpenstoffs als jeder andere Theil Asiens. Veilchen, Jasmine, Nelken, Ranunkeln, Hyacinthen und Anemonen blühen in den Gärten, sogar auf den Feldern.

Der allgemeine Anblick des Landes ist dürr

und wüste, und war von jeher so, trotz der glänzenden Beschreibung, welche persische Dichter aller Zeiten davon machten. Nur wenige Gegenden des Landes verdienen diese Lobsprüche des Reichthums und der Schönheit.

Der Mineralreichthum des Landes in einigen seiner am meisten felsigen und verlassenen Distrikte ist, Mineralogen und Geologen zufolge, sehr groß; aber es geschah nur an wenigen Stellen etwas dafür, solchen zu gewinnen. Europäer schreckt die von dem persischen Schah haben Ueberfluß an den seltensten und werthvollsten Vegetabilien und sind im höchsten Grade anbausähig. Die Weidplätze dieses Landes sind unübertroffen von der ganzen übrigen Welt. Bäume sind selten, ausgenommen in der Nähe von Städten oder Dörfern; nach dem Gedeihen derselben aber zu urtheilen, kommen sie in diesem Lande vorzüglich fort.

Ein Engländer, der lange Gesandter seiner Regierung in Persien war (Sir John Malcolm) schreibt: „Die Thäler der innern Provinzen Persiens haben Ueberfluß an den seltensten und werthvollsten Vegetabilien und sind im höchsten Grade anbausähig. Die Weidplätze dieses Landes sind unübertroffen von der ganzen übrigen Welt. Bäume sind selten, ausgenommen in der Nähe von Städten oder Dörfern; nach dem Gedeihen derselben aber zu urtheilen, kommen sie in diesem Lande vorzüglich fort.“

Die Thiere in diesem Lande sind so verschieden wie das meiste Andere daselbst. Auf den reichen Weidgründen sieht man vorzügliches Hornvieh und Schafe in großen Heerden; in den sandigen und felsigen Distrikten sind Thiergattungen heimisch, wie sie das übrige Asien kennt. Die persischen Hunde sind, wie die von Affghanistan, ausgezeichnet durch ihre Kraft, Schönheit und Gelehrigkeit. Pferde sind die schönsten persischen Thiere; sie sind von verschiedenen Rassen, die eine berühmt wegen ihrer Stärke, die andere wegen ihrer Schnelligkeit und Schönheit. Zu kriegerischen Zwecken sind sie besonders geeignet.

Die Bevölkerung des Königreichs kann füglich in zwei bestimmte Classen getheilt werden, wovon die eine einen festen Wohnsitz in den Städten hat, oder in den fruchtbareren Provinzen das Land bebaut; die andere begreift verschiedene wandernde Stämme in sich, die in Zelten wohnen, und oft dem Throne gefährlich, aber eben so oft seine tüchtigsten Vertheidiger sind. Die der ersten Classe heißen die eigentlichen Perser; im Orient kennt man sie jedoch unter dem Namen Tan-

hifs. Das Land wird von dem gesammten Volk Iran geheiffen.

Das regierende Königshaus stammt aus einem der Wanderstämme, der sich in Teheran und seiner Nachbarschaft festgesetzt hatte. Der Monarch hat auf diese Stämme, hauptsächlich die der russischen Gränze nahe wohnenden, seine Hoffnung gegen die Ausbreitungen dieser Macht gesetzt. Die Wanderstämme umfassen eine Bevölkerung von gegen 2½ Millionen Köpfen und sind, während sie die Obergewalt des Schahs anerkennen, von ihren eigenen Gesezen regiert und unter der unmittelbaren Herrschaft ihrer Häuptlinge. Die Regierungsform des Schahs ist die despotischste von der Welt und die einzige, die dem Volke Gehorsam einflößt, die Verwaltung ist ungerecht und bedrückend.

Die alte Hauptstadt ist Ispahan und in einem weiten und fruchtbaren, wegen seiner Schönheit berühmten Thale gelegen. Sie war einst sehr bevölkert, und ihre öffentlichen Gebäude und herrlichen Gärten das Thema persischen Gesangs; jetzt ist sie öde, wenn sie auch vor nicht länger als 150 Jahren eine Stadt von großem Reichthum und der Sitz der Regierung war. Im Herbst des Jahres 1715 kam ein Abgesandter Peters des Großen von Rußland nach Ispahan; in seinem Gefolge befand sich ein englischer Edelmann, der die Eindrücke, welche der Plag auf ihn machte, zu Papier brachte, und im Jahr 1762 veröffentlichte. Obgleich so viele Jahre zwischen seinem Besuche und der Veröffentlichung seines Buches lagen, so geht doch aus demselben hervor, daß er sich selbst noch in der lezten Zeit die persische Hauptstadt als einen Ort von großer Bedeutung dachte. Er beschreibt die englischen und holländischen Factoreien als in blühendem Zustande befindlich, namentlich die erstere; die englische habe sich mitten in der Stadt befunden und sei von einer Mauer umgeben gewesen. Der nachfolgende kurze Bericht, den er von ihrer Lage und den Verhältnissen gibt, wie er sie kennen lernte, beweist, wenn verglichen mit dem jetzigen Zustande des Verfalls und der Entvölkerung, wie schnell eine orientalische und namentlich eine persische Stadt alles einbüßen kann, was vorher ihre Größe ausmachte.

„Ispahan ist ungefähr im 32sten Grad nörd-

licher Breite in einer fruchtbaren Ebene in der Provinz Hierack, die einst das Reich der Parther war, gelegen. Ungefähr drei oder vier englische Meilen von der Stadt entfernt, dem Süden zu, läuft eine hohe Bergkette von Osten nach Westen. Schah Abbas der Große verlegte den Sitz der persischen Regierung von Casbin hierher. Die Stadt ist sehr bevölkert, und zugleich sehr ausgedehnt. Da die meisten Häuser der Einwohner einzeln stehen und von Fruchtgärten umgeben sind, so sieht die Stadt von Weitem wie ein Wald aus, und gewährt einen sehr angenehmen Anblick. Die Straßen sind meist sehr enge und unregelmäßig, die einzige ausgenommen, welche auf die große Brücke zuführt. Diese schöne Straße ist sehr breit und gerade, und hat eine Länge von nahezu einer englischen Meile. Auf jeder Seite derselben sind die Paläste des Königs, Gerichtshöfe und die Academie für die Erziehung der Jugend, mit zwei Reihen schlanker Tschinarbäumen, die tiefen Schatten gewähren. Diese Baumorte hat ein zartes weißliches Holz und breite Blätter, wie die Platane. In gewissen Zwischenräumen sind Fontänen angebracht, um welche Teppiche gebreitet sind. Hieher begeben sich die Perser, um Caffee zu trinken, Tabak zu rauchen und Neuigkeiten zu hören, was alles bei heißem Wetter sehr angenehm sein muß.“

Die gegenwärtige Hauptstadt ist Teheran, mit vier Meilen Umfang und einer Bevölkerung von gegen 150000 Seelen, welche Zahl jedoch in der heißen Jahreszeit Schwankungen unterworfen ist, da sich alsdann ein Theil der Bewohner an kühlere Orte begibt. Im Sommer ist die Hitze dieser Stadt fast unerträglich.

Die Staatsreligion, wie die des Volks überhaupt, ist die mohamedanische. Außerdem gibt es in Persien noch einige wenige Parsis (Ghibers oder Feueranbeter), da diese Secte durch die furchtbaren Verfolgungen, denen sie ausgesetzt war, nahezu ausgerieben wurde. Soffism oder Scepticism ist der Grundzug der religiösen persischen Anschauung, und entspricht dem schnellen, wenig überlegenden Wesen des Persers am ehesten, wenn es auch dem eigentlichen Mohamedanismus entgegengekehrt ist; doch nehmen die persischen Soffisten so viel von dem Geiste ihrer Nationalreligion auf, um verfolgungsfüchtig zu werden, und feindselig gegen die übrigen

Setzen des Mohamedanismus, namentlich gegen die Türken, aufzutreten.

Die religiöse Geschichte Persiens ist von Interesse. Wenn wir ihren Philosophen glauben dürfen, so war die anfängliche Religion Irans das, was Gibbon die älteste aller Religionen nennt, nämlich: „der feste Glaube, daß ein höchster Gott die Welt aus sich erschuf, und sie fortwährend durch seine Weisheit lenke; fromme Furcht, Liebe und Anbetung Seiner; schuldtige Achtung vor den Ältern und überhaupt allen bejahrten Personen; Bruderliebe gegen das menschliche Geschlecht und sogar Wohlwollen für die Thiere.“

Die älteste Religion des Volkes ward bald verderbt, hier wie anderswo, und auf die gleiche Weise. Aus den Werken der Natur machte man Gegenstände der Ehrfurcht, des Schreckens, der Anbetung, nach und nach Sinnbilder guter oder böser Ideen. Die unsichtbare Welt ward mit Helden, Halbgöttern und Dämonen bevölkert, die man aus Furcht oder Bewunderung anbetete, denen man auf die eine oder andere Weise huldigte. Persien oder Iran scheint in der That von den frühesten Zeiten an der große classische Boden orientalischer Mythologie und Romantik gewesen zu sein, die sich von da aus mit ihren Wanderstämmen, den Palis und Pelasgern u. s. w. zu den meisten nahe und fern wohnenden Völkern, sowohl des Ostens als Westens verbreitete. Die fabelhaften Kriege der Götter und Riesen, die in der griechischen und lateinischen Mythologie ihre Rollen spielen, entstanden wahrscheinlich aus den Kriegen ihrer Helden oder alten Könige mit den Dives oder bösen Geistern, bei welchen Kämpfen sie von den Peris oder Feen, den guten Geistern und Schutzengeln der Menschheit, unterstützt werden, indem gute wie böse Geister nach dem Willen des höchsten Wesens handeln. Später verdrängte die Religion Zoroasters (Feuer- oder Sonneanbetung) alle andern Religionen in Persien. Herodot schreibt hierüber: Dieses Volk verwirft alle Tempel, Altäre und Statuen, und belächelt den Wahnglauben derjenigen Nationen, die sich einbilden, daß die Gottheit in der menschlichen Natur ihren Ursprung habe oder mit ihr verwandt sei. Die Spizen der höchsten Berge

sind die Plätze ihrer Anbetung. Hymnen und Gebet ist der Haupttheil derselben, der höchste Gott, der den weiten Kreis des Himmels ausfüllt, ist der Gegenstand ihres Gebets oder ihrer Lobgesänge.

Später, nachdem Mohamed seine Laufbahn als Prophet begonnen hatte, kam Persien unter das Joch der Saracenen, und der Mohamedanismus ward wie anderwärts mit dem Schwerte eingeführt.

Der moralische Charakter des Volkes ist ein solcher, wie ihn die mohamedanische Religion überall schafft. Während aber die Perfer den blutigen Lehren derselben huldigen, und, wie die Bekenner des Propheten anderwärts, allem Wissen feindselig sind, das über den Koran hinausreicht, bringt der seine bewegliche Geist des Volkes und der Einfluß des Soffismus eine Mäßigung der gewöhnlichen mohamedanischen Richtung hervor. In den heutigen Perfern steckt sehr wenig Anfrichtigkeit und Wahrheit, und ihre Anmaßung und Selbstgenügsamkeit übertrifft die aller andern Völker. Die Politick des persischen Hofes verdient nicht das mindeste Vertrauen.

Der Handel von Persien liegt sehr darnieder und geht noch einem größeren Verfall entgegen. Die Perstscherei liefert einen Artikel, der anderwärts, hauptsächlich aber im Orient, sehr geschätzt ist. Die Caravanen verfahren verschiedene Handelsartikel nach und von Rußland, der Türkei, der unabhängigen Tartarei, Beludschistan, Afghanistan und Caschmir. Ueber den persischen Meerbusen erstreckt sich der Seeverkehr nach Karatschi und Bombay und in geringerem Grade nach den östlichen Häfen von Indien und China.

Im Osten genießen die Perfer noch einigen Ruf für leichte und geschmackvolle Manufakturen, wie z. B. Juwelirarbeit, worin sie jedoch von den Bengalesen und Chinesen übertroffen werden; für Töpferarbeit, worin die Chinesen ebenfalls ihre Meister sind, ebenso wie in Gold- und Silberbrocat, und in Seidenstoffen. Die Perfer sind berühmt wegen der Shawls aus der Wolle von Tibet und Caschmir, die sie fertigen; persische Teppiche haben lange Zeit einen verdienten Ruf behauptet.

(Schluß folgt.)

## Das Neueste

aus der

### Länder- und Völkerkunde.

#### Das Königreich Persien.

(Schluß.)

Die Absichten, die Rußland bezüglich Hindustans und Chinas, überhaupt der ganzen asiatischen Welt hegt, sind heut zu Tage kein Geheimniß mehr; sie tragen mehr als alles Andere zu den politischen Verwicklungen Europas bei. Obgleich die Wirkung der russischen Politik sich nicht unmittelbar auf Hindustan äußert, ist sie doch von entschiedenem und ausgebehntem Einfluß auf dessen Nachbarländer. Persien fühlt in jeder seiner Fibern die Berührung der Kosackenlanze; auch hat Rußland im Laufe dieses Jahres (1858) die Linie seiner Herrschaft weit ins chinesische Gebiet hineingezogen.

Es genüge an diesem Orte die Andeutung, daß sich die Beschaffenheit und Aussichten der britischen Herrschaft in Hindustan und dem Orient überhaupt nur dann vollständig überblicken oder im historischen Zusammenhang und mit Staatsklugheit berechnen lassen, wenn man die augenblickliche Lage, in der sich Rußland befindet, und seine Hilfsmittel ins Auge faßt. Im Besitz der Ufer des Amur, so wie guter Häfen und Buchten im stillen Meere, von Festungen, die an der chinesischen Gränze liegen, und einem bedeutenden Theile des ehemaligen chinesischen Gebiets, ist es in der Lage, dem chinesischen Reiche und den Nationen Westeuropas, die mit demselben Handel treiben, seine Macht und Größe fühlen zu lassen. Auf der entgegengesetzten Seite Asiens kann die Ruhe, welche an der affghanischen Gränze von Britisch-Indien herrscht, jeden Augenblick durch russische Intriguen, die sich am persischen Hofe geltend machen, gestört werden. Das letztere Land ist alsdann durch seine örtlichen und religiösen Beziehungen zu Affghanistan und den Nationen Centralasiens im Stande, längs der ganzen Linie von Britisch-Indien

zahlreiche Schwärme wilder und verwegener Reiter in Bewegung zu setzen; wie es sicher ist, daß Rußland einen vorwiegenden Einfluß am persischen Hofe genießt, der die Unabhängigkeit dieses Landes und den Frieden von Britisch-Indien gefährdet. Zwar kann England durch Entfaltung seiner Streitkräfte zu Lande, und im persischen Meerbusen zur See, Persien alsdann schrecken und beugen; allein vielleicht nicht mit so schneller Wirkung, daß nicht zuvor manches Unheil geschehen ist. Eine Eroberung Persiens durch Rußland kann nicht so fern sein, außer Frankreich und England schügen die Integrität Persiens, wie sie die der Türkei geschützt haben. Ist einmal Rußland im Besitz des persischen Reiches in seiner heutigen Ausdehnung, so kann es von den Ufern des rothen Meeres und den Gränzen von Affghanistan aus Indien stets bedrohen. Zwischen den beiden Mächten Rußland und Großbritannien entstünde dann um der Herrschaft über Asien willen ein Krieg auf Leben und Tod, in den die ganze übrige Welt verwickelt würde.

Daß Rußland zugleich nach Peking und Teheran seine Arme ausstreckt, unterliegt keinem Zweifel, wenn ihm nicht England an beiden Punkten zuvorkommt. Wie auch der Staatsmann oder Politiker von der Zukunft der britischen Macht in Hindustan und dem Orient überhaupt denken mag, niemals darf das Maaß, in welchem die russische Macht und der russische Einfluß im nordöstlichen und nordwestlichen Asien sich ausdehnen, in seinen Berechnungen fehlen. Werden dieselben nicht in beiden Richtungen gehemmt, so wird, nach menschlicher Voraussicht, nichts Rußland in seiner Erobererlaufbahn aufhalten, bis es den ganzen Continent Asiens in seine Gewalt gebracht hat.

## Afgghanistan.

Das eigentliche Afgghanistan erstreckt sich vom 61. bis zum 70. Längengrade und vom 30. bis zum 35. Grade nördlicher Breite. Nördlich gränzt es an Klein-Tibet, nordöstlich an den indischen Kaukasus und Klein-Tibet, östlich an das Pandschab und die Linie des Indus, südöstlich an Scinde, südlich an Beludschistan und westlich an Persien. Es ist unmöglich, den Umfang seines Gebiets und die Größe seiner Bevölkerung genau zu bestimmen; ersterer mag dem von Frankreich, Belgien und Holland gleichkommen; die Bevölkerung gegen 6 Millionen betragen. Die zwei Hauptstaaten Afgghanistans sind die Königreiche Kabul und Kandahar; die Städte, welche diesen Königreichen den Namen gaben, sind die Hauptverkehrsstraßen zwischen Hindustan, Persien und Hochasien. Seit den frühesten Zeiten der Geschichte werden Kabul und Kandahar als die Thore von Hindustan betrachtet; durch das eine findet man Eingang in dasselbe aus Turan, durch das andere aus Iran; sind daher diese beiden Plätze gehörig bewacht, so ist das große Reich Hindustan vor fremden Angriffen gesichert.

In Beherzigung dieser Wahrheit waren die Könige von Persien in steten Kriegen mit Hindustan; von Afgghanistan aus erfolgten stets alle Invasionen Hindustans, und erst seitdem die englische Herrschaft in Hindustan ihr Uebergewicht erlangte, ist der Friede von dieser Seite, wenn auch nach vielen blutigen Kämpfen, gesichert.

Die äußere Erscheinung der Afgghanen stimmt den Reisenden günstig für sie. Sie haben regelmäßige Gesichtszüge, sind schlank und kräftig, und scheinen einer guten Gesundheit zu genießen, Epidemien abgerechnet, die häufig sind und große Verheerungen unter ihnen anrichten. Der Winter war manchmal den Europäern in diesem Lande so gefährlich wie der sibirische; im Januar 1842 litt davon die britische Armee auf ihrem Rückzuge von Kabul in hohem Grade. In manchen Theilen Afgghanistans ist das Klima äußerst angenehm. Alte Traditionen des westlichen Asiens besagen, daß hier das eigentliche Land des Paradieses gewesen, während der Volksglaube im südlichen und

östlichen Asien Ceylon als die Gegend bezeichnet, wo die ersten Eltern die verbotene Frucht kosteten.

Die Sitten dieses Volks und seine Lebensweise sind verschieden, je nach der physischen Beschaffenheit des Bodens, den sie bewohnen. Während in den fruchtbareren Theilen des Landes Obstzucht und Ackerbau eine verhältnißmäßig ruhige Bevölkerung ernähren, sind große Strecken von Stämmen bewohnt, die ihre Heerden mit dem wilden Gras und den Kräutern der Steppen füttern, indem sie wie das wandernde Schafervolk der Urzeit umherziehen, und ihre Zelte da aufstellen, wo guter Weidegrund ist oder das Wasser von Bächen ihnen und ihren Heerden Erfrischung gewährt. Im Kriege sind sie das, was man sich unter Kosakenstämmen der Steppen vorstellt. Es ist allgemeiner Volksglaube unter ihnen, daß sie in einer kommenden Zeit Persien erobern und sich in dem alten Lande der Israeliten, deren Abkömmlinge sie seien, wieder ansiedeln werden. Eine solche Hoffnung, die sie sich machen, ist um so auffallender, da sie, mit Ausnahme weniger halbheidnischer Stämme, welche die Gränze bewohnen, eifrige Mohamedaner sind. Dieser Volksglaube entspringt zugleich in ihrer Religion, welche lehrt, daß die ganze Erde eines Tages dem Propheten unterworfen sein wird; daß alle Nationen derselben einst ihre Kniee vor ihm beugen, und alle Dinge in ihm ihren Abschluß finden werden.

Was hauptsächlich die Afgghanen auszeichnet, ist ihre große Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, welches Gefühl ihrem Charakter eine große Besonderheit gegeben hat. Gylhinstone sagt in dieser Beziehung, daß ihr militärisches System, ihre Cavallerie, ihre Gesetzgebung und ihre Regierung etwas ihnen Eigenthümliches haben. Sie gehorchen blind ihren Hauptlingen, weil sie in ihnen die Verkörperung der Stärke und des Glanzes ihrer Stämme erblicken; weil in ihrer Größe und in ihrer Macht jeder Afgghane die Macht seines Stammes sieht. Sie begleiten dieselben in den Krieg mit der blinden Unterwürfigkeit und Ergebenheit, welche das Kind seinem Vater zollt. Im Allge-

meinen ist ihre Regierung der Selbstsucht fremd, gefällt sich aber dagegen in einer strengen, unerbittlichen Kriegszucht. Von der Freiheit ihrer staatlichen Einrichtungen sprechen die Affghanen mit großer Vorliebe; sie stellen stets den Satz auf, daß alle Affghanen gleiche Rechte haben, was wenigstens die natürliche Anlage und beständige Richtung ihrer Ideen beweist. Giphinstone gab sich eines Tages Mühe, einen sehr intelligenten Greis aus ihren Stämmen von den Vorzügen des civilisirten Zustandes unter den großen europäischen Monarchien im Vergleich zu den ewigen Blutsfeuden ihrer Stämme zu überzeugen. Unwillig gab der Greis die stolze Antwort: „Wir lieben die Zwietracht, wir lieben den Kampf und sein Blutvergießen, niemals aber werden wir einen Herrn lieben.“

Indem die Affghanen den Krieg, den Raub und die Plünderung einem geordneten staatlichen Leben vorziehen, behaupten sie, die wahre Kraft bestehe in der Uebung der Gerechtigkeit. Dabei sind sie aber gerecht in ihrer Weise; die Gastfreundschaft ist zwar eine ihrer Tugenden, nur reicht solche nicht über die Gränzen ihres Dorfes oder Kreises hinaus. Jenseits derselben gilt wieder das Recht der Verausraubung und sie verschonen Niemand. Freund und Feind sind demselben Gesetze unterworfen. Dies sind hauptsächlich die Sitten der Bewohner der Solimangebirge und Beludschistans.

Die Poesie ist in großer Verehrung in Affghanistan; und überall, wo dieß der Fall ist, wird über die Liebe zwischen den Geschlechtern eine höhere Weihe ausgegossen, trotz den Institutionen, die das Weib zur Sklavin herabwürdigten, und ihr nicht gestatten, die Gränzen der Häuslichkeit zu verlassen. Die Liebe ist ein Gefühl, das häufig die wandernden und kriegerischen Stämme Affghanistans empfinden, und das bei ihnen bald das edle Gepräge erhält, welches ihm bei uns Europäern eigen ist. Im Allgemeinen ist trotz der Beschränkungen, welchen sie vermöge der muslimännischen Gebräuche unterworfen sind, die Lebensstellung des affghanischen Weibes eine glückliche, und der Einfluß des schönen Geschlechts äußert sich häufig in den Ereignissen, die das Schicksal der Familien, ja sogar des Staats bestimmen.

Niemals ruft ein Weib den Schutz eines Affghanen vergebens an, und selbst die Form dieser Anrufung hat etwas Einfaches, Edles und Rührendes, wie das Vertrauen, das sie beweist. So sandte bei dem Tode Timur-Shahs seine Wittwe, die Mutter des Thronerben, ihren Schleier an Sarfraz-Khan, den Häuptling des Stammes der Barak-Zais, und setzte ihn selbhergestalt, indem sie sich und ihren Sohn in seinen Schutz begab, in die Nothwendigkeit, dessen Ansprüche auf den Thron zu unterstützen.

Sämmtliche Häuptlinge der Affghanen, mögen sie nun an der britischen Grenze oder derjenigen der Beludschien, Tibets oder Persiens wohnen, sind dem Könige unterworfen, der zu Kabul residirt. Er besißt das Recht von Krieg und Frieden, darf aber kein Gebiet abtreten. Sein Großvezier ist der verantwortliche Minister. Vor den Einfällen der Sikhs und der Briten war das Königreich in 27 Provinzen vertheilt, wovon 18 besondere Gouverneure hatten. Es waren dieß folgende: Herat, Furrak, Kandahar, Ghiznee, Peshawar, Dera Ismail Khan, Kabul, Bamian, Ghonbond, Shikarpur, Sebee, Scinde, Kaschmir, Hafara, Seia, Multan, Dschellabad, Lughman. Mehrere dieser Provinzen waren in die Gewalt Rundschiit Singh's gefallen, von dessen Nachfolger Dhuleep-Singh die Briten dieselben eroberten. Herat war noch vor wenigen Jahren die Ursache eines Krieges zwischen Persien und England, da diese Provinz dem persischen Gebiete nahe genug liegt, um stets den Ehrgeiz und die Begehrlichkeit der erstern Macht zu reizen. Durch einen Traktat, den die Höfe von St. James, Teheran und Kabul abgeschlossen, ist es jetzt als unabhängiges Gebiet anerkannt.

Die Literatur von Affghanistan ist die persische; in religiöser Beziehung gehören die Affghanen dem großen mohamedanischen Zweige der Suniten an.

Wenige Länder der Welt sind in dem Grade wie Affghanistan zur Vertheidigung ausgerüstet. Auf der Seite von Hindustan ist es nur durch Engpässe zugänglich, die durch wenige entschlossene und gutbewaffnete Männer gegen Armeen vertheidigt werden können. Der berühmte Bolanpaß, auf dem Wege von Scinde nach Kandahar und der

Kheyberpass, der aus dem Pandschab nach Kabul führt, sind die natürlichen Bollwerke des Landes. Von Turkistan her sind die Pässe des Parapanisan und Hindukusch noch weit fürchtbarer, indem sie sich bis zu einer Höhe von elf- bis zwölftausend Fuß erheben. Herat ist der Schlüssel von Afghanistan von Persien her; man hat es auch schon den Schlüssel von Britisch-Indien genannt.

Der herrschende Stamm von Afghanistan (der duranische) bewohnt die Provinz Kabul. Den Thron nimmt die duranische Dynastie ein, welche von einem Offiziere Nadirschahs gegründet ward, als dieser im Jahr 1747 starb. Schah Lutschah, ein Abkömmling des-

selben, ward 1810 vom Volke abgesetzt, da andere ehrgeizige Häuptlinge mit Erfolg gegen seine Person und Dynastie intrigirt hatten. Der Schah floh zu dem berühmten Rundschnitt-Singh mit dem glänzendsten und werthvollsten Diamant, den man kennt, Koh-i-Noor oder Berg des Lichts genannt. Rundschnitt-Singh war gewissenlos genug, den Flüchtling seines Schazes zu berauben; allein die Vergeltung folgte auf dem Fuße nach und Rundschnitt erlag seinerseits einem Gegner, der mächtiger als er war, den Briten. Der Diamant ward deren Kriegsbeute und strahlt jetzt sein Licht in der englischen Schatzkammer aus.

#### Der erste Besuch einer europäischen (englischen) Gesandtschaft in Jeddo, der Hauptstadt von Japan im August 1858.

Ein Mitglied dieser Gesandtschaft führte über diesen Besuch ein Tagebuch, in dem über denselben wie folgt berichtet wird:

Wir kamen am 3. August zu Nangasacki an, und unsere Flotte, die aus den Linienschiffen und Fregatten Furious, Retribution, Calcutta, Inflexible, Lee und Emperor bestand, ging in dem innern Hafen, bei dem niedrigen Felsen Decima, von dem aus eine kleine Brücke nach dem Festlande führt, vor Anker. Auf diesem schmalen Fleck hatten die holländischen Handelsleute, die von der Erlaubnis, mit Japan Handel zu treiben, Gebrauch machten, zweihundert Jahre lang wohnen müssen. Dieser Zwang ist heutigen Tags beseitigt; die Fremden haben in der Stadt Nangasacki Zutritt und wir selbst machten von dieser Erlaubnis Gebrauch, um diese hübsche Stadt zu besuchen, und Einkäufe in japanischen Schmucksachen u. s. w. zu machen.

Diese Stadt hat breite, in der Mitte gepflasterte und gut erhaltene Straßen. Die zu beiden Seiten derselben gelegenen Magazine sind von dem einen Ende bis zum andern durchsichtig, in der Art, daß man den Garten, der hinten an jedes stößt, von der Straße aus sehen kann. Was aber am meisten Staunen

erregt, ist die Ordnung und Keinlichkeit, welche überall herrscht.

Die Umgebung ist von großer Schönheit. Hinter der Stadt erheben sich hohe Berge, aber sie sind von einer reichen Vegetation bedeckt und bieten einen ebenso vielartigen als malerischen Anblick dar.

Lord Elgin erkundigte sich bei den Holländern, wie wohl die Japanesen seine Mission aufnehmen würden; da er aber nichts als ausweichende Antworten erhielt, so verzichtete er darauf, mit den Ortsbehörden darüber zu verkehren und zwei Tage darauf dampften wir nach dem Hafen Simoda, wo wir den Generalconsul der vereinigten Staaten von Nordamerika zu treffen hofften. Unsere Uebersahrt dauerte fünf Tage, war aber sehr gefahrvoll, da uns in einer Meerenge ein heftiger Sturm überfiel, der uns Angesichts eines Vulkans, der gerade Feuer auswarf, fast auf die Küste geworfen hätte. Endlich kamen wir am 10. August wohlbehalten mit einem Dampfschiffe, welches Lord Elgin dem Kaiser von Japan als Geschenk der Königin von England darzubringen hatte, zu Simoda an.

Dort trafen wir dem Generalconsul Town-

jeud-Harris, der uns den tiefen Eindruck, den der Abschluß des Tractats von Tienfin auf die Japanesen hervorgebracht habe, schilderte, uns von dem Handelsvertrage, den er selbst so eben mit dem Hofe von Jeddo abgeschlossen hatte, und von der günstigen Stimmung, in der wir diesen Hof seiner Meinung nach finden würden, Nachricht gab. Er ging sogar so weit, daß er uns seinen Secretär zur Verfügung stellte, der, als genauer Kenner der Landessprache, uns wesentliche Dienste werde leisten können.

Wir brachten zwei Tage zu Simoda, einer kleinen, ungleich weniger bedeutenden Stadt als Nagasacki zu, die aber einen viel reicheren Bazar von lakirten Waaren hat. Der Hafen derselben ist ziemlich hübsch, und am Eingange durch einen Wellenbrecher geschützt, der großen Schiffen es möglich macht, trotz der stärksten Brandungen, dort vor Anker zu bleiben; schwerlich wird dieser Ort aber für Europäer jemals eine große Bedeutung als Seeplatz erlangen.

Ermutigt durch den Erfolg der Amerikaner, entschloß sich Lord Elgin, den Meerbusen nach der Stadt Jeddo hinaufzufahren, oberhalb Kanagawa, das die äußerste Gränze der Schifffahrt vorstellt, und worüber hinaus weder Commodore Perry, noch Harris oder Admiral Puttine sich gewagt hatten. Die Japanesen suchten uns allerdings aufzuhalten und behaupteten, daß weiter oben versenkte Felsen, Strudel und tausend andere Gefahren die Schifffahrt unmöglich machten. Allein Kapitän Osborn verschloß sein Ohr allen diesen Einflüsterungen der japanesischen Piloten, und ließ uns, angeregt wie wir durch den majestätischen Anblick der ungeheuren Hauptstadt, welche sich vor unsern Blicken entfaltete, waren, mit voller Kraft derselben entgegendampfen. Es dauerte nicht lange, da warfen wir kühn unsere Anker mitten unter japanesischen Kriegeschiffen, und eine Viertelmeile von den Batterien entfernt, welche die Stadt vertheidigen, aus.

In der Nähe von uns lag ein Näherdampfschiff, das die Holländer dem Kaiser zum Geschenke gemacht hatten, vor Anker. Am großen Mast trug es die Flagge von Japan: weiß, mit einer rothen Erdkugel in der Mitte. Etwas entfernt davon sah man mehrere Schiffe von hohen Borden, und im

ganzen sehr häßlicher Form, die nach holländischen Mustern, welche offenbar aus der Zeit Van Tromps datirten, in Japan gebaut waren.

Die Stadt erstreckt sich im Halbkreise längs des Meerbusens in der Länge mehrerer Meilen. Man hält sie für die größte Stadt der Welt, da sie London an Umfang übertrifft und nicht weniger als 2½ Millionen Einwohner hat.

Kaum lagen wir vor Anker, so kamen in Rähnen, welche die kaiserlichen Farben: eine weiße Fahne und Wimpel mit einem schwarzen Kleeblatt in der Mitte trugen, hohe Angestellte an Bord. Dort verlangten sie den Gesandten zu sprechen, und luden ihn, nachdem sie ihm ihr Willkommen dargebracht hatten, von Seiten ihres Souveräns ein, auf dem Lande eine Wohnung zu beziehen, wo es leichter sei, die Verhandlungen zu pflegen, als in einer solchen Entfernung des Ankergrundes, die nicht ohne Gefahren sei.

Lord Elgin nahm die Einladung an, und am 17. schiffte sich sein Gefolge, die höhern Flottenoffiziere und eine Ehrengarde mit der Musikbände des Furious aus. Die japanesischen Behörden erwarteten uns am Landungsplatz in Staatsgewändern und luden uns ein, uns in Sänsen zu setzen, die uns rasch in die Wohnung brachten, welche schon Tags zuvor zu unserm Empfange hergerichtet worden war.

Ein Teich, der sich mitten in dem großen Hofraume befand, wo der Zug anhielt, machte uns sofort klar, daß wir in einem buddhistischen Kloster einquartirt waren. In der That war auch das erste Gemach, welches man uns betreten ließ, nichts als ein kleiner Tempel, worin sich große vergoldete Götzenbilder und ein Altar mit metallenen Leuchtern, Trommeln, Papierlampen und andere religiöse Geräthe befanden. Nicht weit davon enthielt eine Art Kloster mehrere Wohnungen, die nichts besonders Prachtvolles boten, aber sehr reinlich gehalten waren, da man ihre Böden den Tag zuvor mit frischen Matten belegt und sie überhaupt mit dem nöthigen Hausgeräthe versehen hatte.

Der Kaiser sandte uns sofort aus seinem Palaste ein üppiges Mittagmahl, das viele Aehnlichkeit mit der chinesischen Küche hatte, wobei aber für jeden Anwesenden ein besonderer Tisch gedeckt war. Ohne Zweifel hatte man diese Bedienungsweise gewählt,

um allen Weitläufigkeiten der Etiquette zu begegnen.

Vom andern Tage an begannen die sechs Prinzen des kaiserlichen Hauses, welche der Kaiser mit den Verhandlungen beauftragt hatte, ihr Geschäft, und Lord Elgin begab sich zu diesem Zwecke in den Palast des Kaisers, wo er vom Minister des Auswärtigen empfangen wurde. Beim Eintreten wurden wir ersucht, unsere Schuhe auszuziehen, da es in Japan üblich ist, daß man die reinlichen Matten, womit alle Fußböden bedeckt sind, nicht mit der Fußbekleidung betritt, welche man in den Straßen getragen hat; als aber die Diener sahen, mit welcher Schwierigkeit wir uns unserer Stiefeln entledigten, zogen sie uns als Auskunfts mittel Pantoffeln über dieselben an.

Während der Verhandlungen trug man Tabak, Gingemachtes, Kuchen und eine Art Thee auf, den man schäumen macht, indem man ihn peitscht, der aber für uns, als zu stark, nicht trinkbar war.

Alle Hofleute tragen stets den Säbel; setzen sie Erfrischungen vor, so machen sie eine leichte Verbeugung, dann ziehen sie sich zurück, indem sie die Hände flach an die Hüften stemmen. Beim Abtragen der Speisen bedienen sie sich hübscher Kästchen und schreiben die Namen einer jeden Person darauf, um derselben die Reste der Mahlzeit, welche sie übrig gelassen hat, von neuem vorsetzen zu können.

Während der acht Tage, welche wir auf dem Lande verweilten, durften wir mehrere Meilen weit die Stadt und ihre Umgebung besichtigen. Meinem Urtheil zu Folge ist Jeddo eine der schönsten Städte der ganzen Welt, wenigstens von keiner, ohne alle Ausnahme, übertroffen. Das Ungeheure ihres Umfangs, die Großartigkeit ihrer Straßen und öffentlichen Gebäude, das höfliche Wesen ihrer großen Bevölkerung stellen sie in eine Linie mit London und Paris und in mancher Beziehung noch über beide Städte. Hauptsächlich ein Viertel, das von den Feudalprinzen und andern Vornehmen bewohnt wird, macht größeren Eindruck als Westend und die elysäischen Felder.

Die Straßen der Stadt sind den ganzen Tag über gedrängt voll von gut gekleideten Menschen, die zufrieden und geschäftig aussehen. Unsere Anwesenheit erregte wohl einige Neugierde, ohne daß man uns jedoch irgend unhöflich begegnet wäre. Uebrigens ist die Polizei zu Jeddo sehr streng. Eines Tages verweilten wir in der Nähe eines künstlichen Wasserfalls, wo unter einem geschmackvollen Schuzdache Frauenpersonen Thee und andere Erfrischungen verkauften. Es fiel uns auf, daß einige dieser Japaneserinnen schöne weiße Zähne und schwarze gewölbte Augenbrauen hatten, während die Zähne Anderer schwarz wie Ebenholz waren und die Augenbrauen gänzlich fehlten. Woher kam wohl dieser Gegensatz der Toilette? Die ersten waren junge Mädchen, während die andern verheirathete Frauen waren.

In den Waaren-Magazinen Jeddos wird eine große Pracht entfaltet, und sind dieselben reich an den mannigfaltigsten lakirten Gegenständen, wie an solchen aus Eisenbein, Glas, Porzellan u. s. w. Namentlich sieht man daselbst außerordentlich reiche Seidenzeuge, die für die Großen des Reiches bestimmt sind.

Nach Anleitung der Holländer besitzen die Japanesen bereits einen elektrischen Telegraphen und Werkstätten für Dampfmaschinen, und sollen bereits im Innern ihres Landes eine Eisenbahn haben. Ihre Kriegsmarine zählt bereits drei Dampfschiffe, welche von Eingeborenen befehligt werden, und zwei weitere sind im Bau begriffen. Grununtert man die Japanesen nur einigermaßen hierin, so werden sie sich bald den Völkern des europäischen Westens an die Seite stellen können.

Als beim Abschlusse des Vertrags das zum Geschenk bestimmte Dampfschiff den Commissären des Kaisers übergeben werden sollte, baten diese, dessen Namen „the Emperor“ (der Kaiser), der ihren Ideen zufolge etwas für diesen Kränkendes enthalte, in den „der Drache“ umändern zu dürfen, da diese Benennung nach hinterindischen Begriffen ein mythologisches Wesen voraussetzt, dem übernatürliche Eigenschaften beigelegt werden.

## Der heilige Buddhazahn der Insel Ceylon.

Die Verehrung, welche die Bewohner von Ceylon für Buddha hegen, ist eine sehr hohe; nirgends sonst sind die Jünger dieser Religion so glaubenseifrig; nicht einmal im Königreich Birma; und selbst auf Ceylon zeichnet sich die Hauptstadt Kandy in dieser Beziehung aus. Diese Stadt ist das Mekka der Buddhisten. Hier befindet sich der Haupttempel, die großen Götzen und die heiligsten Reliquien. Unter den letzteren ist der angebliche Zahn Buddhas, für den siamesische Priester ungeheure Summen, jedoch ohne Erfolg, boten. Man nennt ihn die Dalada-Reliquie; er fiel während des Aufsturus der Kandianer im Jahre 1818 in die Hände der Engländer. Der englische Reisende Dr. Davy schreibt hierüber: In Folge der Erlaubniß des Gouverneurs war es mir vergönnt, diese berühmte Reliquie zu sehen, als solche nach Beendigung des Aufsturus wieder in den Händen der Engländer, und in die Dalada-Maligawa, oder den Tempel, aus dem sie heimlicher Weise entfernt worden war, wieder zurückgebracht war. . . . Ich muß hierbei erwähnen, daß, als die Reliquie wieder in den Besitz der Engländer kam, die Wirkung hiervon eine außerordentliche und für verständige Menschen kaum begreifliche war. Denn jetzt erst, sagten die Kandianer, seien die Engländer wirkliche Herren des Landes; nur der, welcher die Reliquie besitze, habe das Recht, vier Königreiche zu regieren; zum ersten Mal seit 2000 Jahren sei ihnen die Reliquie genommen gewesen. Als die Engländer Kandy zum ersten Mal erobert hätten (1815), sei die Reliquie nicht an dieselben abgeliefert worden; jetzt erst sei solche durch die Gewalt der Waffen an dieselben übergegangen. Der erste Adikar (Hauptling) fügte noch hinzu: was auch die Engländer der Gefangennehmung der Häupter des Aufsturus für eine Bedeutung beilegen, so sei doch in seiner und des ganzen Volkes Meinung die Besitzergreifung der Reliquie ungleich wichtiger.

Von 1818 bis 1847 war die Reliquie in der Verwahrung der englischen Regierung Ceylons und ward auf ihre Anordnung den Priestern und dem Volke als Gegenstand der

Anbetung hingestellt. Am 28. Mai 1828 ließ die Regierung die Dalada mit großer Pracht außerhalb ihres gewöhnlichen Verwahrungsortes öffentlich zur Schau stellen. Gleiches geschah am 27. März 1846, als einige siamesische Priester solche zu sehen wünschten. Im Jahre 1847 sandte die Regierung des Mutterlandes den Befehl, den Zahn der Priesterschaft zu übergeben, was ein höchst unpolitischer Akt war, da er zugleich eine aufrührerische Bewegung zur Folge hatte. Im darauf folgenden Jahre sandte daher der Gouverneur, Lord Torrington, eine Depesche nach London ab, die wörtlich wie folgt lautete:

„Da die Kandianer den Besitz der buddhistischen Reliquie oder des Buddhazahnes stets als ein Hoheitszeichen über ihr Land ansehen, und da diese Reliquie im Jahre 1818 heimlich entfernt ward, um als Signal des Aufsturus zu dienen, welcher erst mit dessen Wiedereergreifung endigte, so hat der militärische Befehlshaber es für angemessen erachtet, die Schlüssel zu dem Tempel und dem Altare, der die Reliquie bewahrt, wieder zurück zu verlangen. Er überzeugte sich bei dieser Gelegenheit, daß dieser Gegenstand der Verehrung nicht von seinem bisherigen Verwahrungsorte entfernt worden war, um etwa zu einem Symbol des Aufsturus zu dienen. Da man sich aber in dieser Beziehung nicht länger auf die letzten Bewahrer der Reliquie verließ, so hat man, um allem Mißbrauche, der damit getrieben werden könnte, vorzubeugen, die Schlüssel zu derselben in den Händen des militärischen Befehlshabers gelassen.“

Man schreibt nun hierüber aus Kandy vom 12. Oktober dieses Jahrs (1858):

„Das etwas einförmige Leben in diesem herrlichen Lande ist so eben durch eines der großen Feste unterbrochen worden, wie solche nur sehr selten auf der Insel stattfinden, nämlich die öffentliche Ausstellung des heiligen Buddhazahnes.“

„Die schöne und geräumige Pagode Maligawa, wo diese Reliquie bewahrt wird, ist einer der berühmtesten Tempel der buddhistischen Religion, und eine große Menge Pilger

vereinigt sich jedes Jahr in seiner Nähe bei Gelegenheit gewisser religiöser Feste; es geschieht aber nur höchst selten, daß der heilige Zahn seinen Schrein verläßt, worin er in 9 concentrischen Kästchen ruht, die mit Diamanten, Rubinen und Perlen ausgeschmückt sind; es ist hierzu die Ankunft irgend einer namhaften Person von weither und die durch dieselbe erlangte Erlaubniß der englischen Regierung nöthig, ehe derselbe der öffentlichen Verehrung preisgegeben werden darf.

Der Anlaß hierzu bot sich am 9. dieses Monats durch die Ankunft zweier Oberpriester des birmanischen Reiches, die mit der Erlaubniß des englischen Gouverneurs, sich den Schrein öffnen lassen zu dürfen, hierherkamen. Was diese vornehmen Reisenden hierher führte, ist in der That von Interesse. Der Buddhismus von Ceylon hat nämlich zwei Classen von Bonzen oder Priestern: die von Siam und die von Ammerapur, der Hauptstadt des birmanischen Reiches. Erstere ist die zahlreichere und gebietet über größere Mittel; sie verfügt über die schönsten Pagoden und geräumigsten Klöster der Insel, in denen sie ihre Brüder von Siam, die häufig als Pilger hierher kommen, aufnimmt, und mit Aufwand beherbergt. Ihrerseits sendet sie ihre Novizen nach Siam aus, um sich in diesem Lande in dem Studium der Palisprache zu vervollkommen, und zugleich die geheimnißvollen Wandlungen Buddhas zu studiren.

Als Folge hieroon sind die Beziehungen der Bonzen beider Länder sehr häufige und vertraute. Die zweite Classe dagegen zählt wenige Jünger; da sie sich aber durch große Sittensstrengung und Glaubenseifer auszeichnet, so genießt sie bei den Gläubigen größere Verehrung. Eine Reise dieser Priesterklasse nach Birma gehört zu den Seltenheiten, weil es ihnen an Mitteln hierzu gebricht. Trotzdem kamen zwei derselben vor wenigen Jahren nach Ava, wo sie der Kaiser dieses Landes mit großer Auszeichnung aufnahm und sie zu ihrem großen Erstaunen vernahmten, daß diese Stadt einen Zahn Buddhas beherberge, der acht Zoll lang und der Gegenstand allgemeiner Verehrung sei.

Die zwei Priester hegten sogleich Zweifel über die Richtigkeit dieser Reliquie und äußerten sie dem Kaiser. Dieser befahl sofort, daß

alle Bonzen seiner Hauptstadt und deren Umgebung sich in einem Concil versammeln sollten, um über die wichtige Frage in Gegenwart der Fremden, welche solche veranlaßt hatten, zu verhandeln. Das Hauptargument, was die Ceyloner Gäste vorbrachten, beruhte auf der unmäßigen Länge dieses birmanischen Zahns, der den von Ceylon, welchen alle wahren Buddhisten für unbestreitbar ächt erklärten, um das Doppelte übertreffe. Sie forderten das versammelte Concil auf, aus irgend einem heiligen Buche den Beweis zu liefern, daß Buddha einen seiner Zähne für das Reich Birma bestimmt habe, und schlossen damit, daß sie auf eine Stelle des heiligen Buches Dha'avansa verwiesen, wo es ausdrücklich heiße, daß Gotama Buddha keine andere Reliquie auf Erden zurückgelassen habe, als die sich heut zu Tage zu Dalada bei Kandy befinde.

Angeichts solch entscheidenden Beweises verfügte der Kaiser von Birma, daß zwei der unterrichtetesten Bonzen seines Landes sich nach Ceylon begeben sollten, um die geheiligte Reliquie dort zu untersuchen und über deren Eigenschaften Bericht zu erstatten.

Die birmanischen Bonzen waren daher zur Entscheidung einer sehr wichtigen Frage nach Kandy gekommen; da sie überdies noch von ihrem Souverän empfohlen waren, so konnte die englische Regierung ihnen nicht wohl die Untersuchung der heiligen Reliquie verweigern; der englische Gouverneur setzte daher den Tag der Ausstellung derselben auf den 9. Oktober fest. Sobald als sich die Nachricht hiervon auf der Insel verbreitete, bemächtigte sich eine tiefe Erregung der ganzen Bevölkerung; in Schwärmen strömte sie nach Kandy, kochte und schlief im Freien, alles in Erwartung des bevorstehenden hohen Festes.

Die englische Polizei hatte für alle Fälle Maßregeln getroffen, allein alles verlief in der größten Ordnung, obgleich das Zustromen des Volkes wahrhaft erstaunlich war.

Außerlich war die Pagode von Naligawa mit großen und kleinen Fahnen und Wimpeln verziert, die auf dem dunkelgrünen Grunde des Banianenbaums einen wunderbaren Effect hervorbrachten. Im Innern war der ganze Tempel mit Tüchern in den sieben Farben des Regenbogens behangen, die Borten und Franzen von Gold hatten; zahllose Lampen

## Das Neueste

aus der

### Vänder- und Völkerkunde.

#### Der heilige Buddhazahn der Insel Ceylon.

(Schluß.)

und Gandalaber strömten ein Lichtmeer aus, obgleich es ganz heller Tag war; schließlich hatte man auf dem etwas erhöhten Grunde des Mittelpunkts eine Art Altar errichtet, der von Gold und Edelsteinen glänzte, und über demselben einen breiten Traghimmel angebracht, der auf's Geschmackvollste mit Federbüschen ausgeschmückt war.

Um die Mittagzeit begab sich der englische Gouverneur mit den zwei birmanischen Pilgern, seinem Gefolge und einer Anzahl englischer Damen, welche die Neugierde von weither zu diesem Feste gelockt hatte, in die Pagode und nahm auf einer Erhöhung, die für ihn nahe bei dem Altare hergerichtet war, Platz. Allein die jetzt beginnenden, vorbereitenden Ceremonien erforderten nicht weniger als zwei Stunden, was die Zuschauer etwas ungeduldig machte.

Endlich erfolgte ein Trompetenschall. Die Thüre des Heiligthums öffnete sich und man sah einen langen Zug von Wozgen daraus hervorgehen, ihnen voraus den Hohenpriester von Malagawa mit dem Zahne Buddhas in einem crystallenen Kästchen.

Als die Menge die Reliquie ansichtig ward, fiel sie auf die Kniee nieder und es erscholl aus tausenden von Röhren der Ruf: Sabu! Sabu! während Tamtams, Trompeten und Flöten das ungeheure Gewölbe der Pagoden

mit einem unbeschreiblichen Gewirr von Tönen erfüllten.

Die Reliquie ward unter dem Traghimmel auf dem Altare niedergelegt, wo sie die Birmanen nach Ruße untersuchen durften. Nach ihnen ergoß sich die Menge in den die Reliquie umgebenden Raum bis in die späte Nacht, und Jeder konnte seiner Neugierde bezüglich derselben nach Herzenslust genügen.

Das Stückchen Elfenbein, das einst die Kinnlade Buddhas geziert haben soll, hat den ungefähren Durchmesser eines kleinen Fingers, ist von schöner dunkelgelber Farbe, um die Mitte etwas gekrümmt und an dem einen Ende dicker als am andern. Am großen Ende, das man für den Kopf des Zahnes hält, bemerkt man ein kleines Loch, gerade groß genug, um eine Nadel einzulassen; das andere Ende, die Zahnwurzel, läßt seiner Beschaffenheit nach errathen, daß man ein Stück der Reliquie herausgebroschen hat.

Nach der Beschaffenheit der Adern des Elfenbeins zu schließen, hat man bloß ein Stück des Zahnes, keineswegs den ganzen Zahn vor sich, aber man muß sich natürlich hüten, dergleichen Wahrnehmungen in Klady zur Sprache zu bringen.

Zu welchem Resultate der Untersuchung die beiden birmanischen Priester gelangten, ist nicht bekannt geworden.

## Weltumsegelungs-Reise der k. k. österreichischen Fregatte Novara.

(Aus einem Privatbriefe des auf der Fregatte befindlichen Naturforschers Dr. Ferdinand Hochstetter.)

In See den 4. November 1858.

Noch 200 Seemeilen entfernt von Sydnei nach langer, mehr als 80 Tage langer See-reise, 6000 Seemeilen hinter uns, 200 noch übrig, das ist so gut wie vor dem Hasen. Wie sehne ich mich wieder nach festem Boden, nachdem man so lange herumgeschaukelt wurde. Wir ahnten, als wir von Shanghai abfuhren, Alle eine lange beschwerliche See-reise und sagten schon damals: sind wir erst in Sydnei, so sind wir so gut wie zu Hause. Die Reise war in der That eine der unangenehmsten, ich hoffe, die unangenehmste aller unserer Fahrten durch die Oceane, und wir werden uns Alle glücklich preisen, wenn wir, wie ich hoffe, schon in drei Tagen wieder im Hasen liegen. Die Novara fuhr von Shanghai mit überfülltem Spital ab; die Fieber waren zwar schnell wieder verschwunden auf hoher See, aber wir hatten sowohl bei der Mannschaft wie beim Stabe mehrere schwer Kranke, hauptsächlich Dysenteriefälle in Folge der übermäßigen Hitze in Shanghai. Zwei Matrosen erlagen; sie wurden auf hoher See feierlich in ein feuchtes Grab gesenkt; aber unsere übrigen Kranken haben sich alle wieder erholt und werden in Sydnei wieder zur alten Kraft gelangen. Nur das empfinde ich, als vollkommen gesund Geliebener, mit Andern, daß wir schon bei 15–16 Gr. N., wie wir es nun haben, es kühl finden und alle nach warmen Tuchkleidern gegriffen haben. Der November von Australien entspricht unserem Mai, und ich glaube, am Lande werden wir es bedeutend wärmer finden, als zur See — Aber zurück zu unserer See-fahrt! Den Anfang im chinesischen Meere bildete ein fürchterlicher Orkan, einer jener gefährlichsten chinesischen Tiefune, dem wir aber, da das Gesetz dieser Orkane, d. h. die Bahn, welche sie beschreiben, bekannt ist, so weit ausweichen konnten, daß wir nur in den Rand des fürchterlichen Windwirbels kamen, vielleicht 100 und mehr Seemeilen von seinem Centrum entfernt. Trotzdem wurden wir fürchterlich herumgeschüttelt und

die Tage des 18. und 19. August waren sehr beängstigend für uns. Wir können von Glück sagen, daß wir unbeschädigt davon kamen. Im Centrum dieser Orkane wüthet es so, daß die geschlossenen Segel von den Maaen weggeblasen werden, daß die Seitenboote wegzfliegen und die Augen kaum die fürchterbare Stärke des Windes aushalten. Der Orkan hat uns bei der Seetüchtigkeit der Novara nicht nur nichts geschadet, sondern sogar genützt, indem er uns zu einer raschen Fahrt nach den Marianen verhalf. Doch schmerzte es mich, daß wir bei Guajane so ohne Weiteres vorbeifuhren; ich hatte schon sicher auf diese interessante Insel gerechnet; als wir ankamen, hatten wir gerade ungünstigen Wind, um in den Hasen einzulaufen, und Zeit sollte nicht verloren werden. Wie viele Tage mußten wir dessen ungeachtet nun verlieren! Von den Marianen weg, bis wir über die Salomonsinseln hinaus waren, in den äquatorialen Gegenden von 10 Gr. nördl. bis 10 Gr. südl. Breite, trafen wir so hartnäckige Windstille, so ungünstigen Wind, wenn einmal eine Brise aufsprang, daß wir nicht vom Flecke kamen. Zwei volle Monate sind darüber hinweggegangen; damit gingen denn auch alle Pläne und Absichten von dem Besuche der Carolinen- und Salomonsinseln verloren. Man kann die Paar Stunden, die wir auf Paynipe und dem Stewartstoll am Lande waren, nicht rechnen; es war nur um einige frische Lebensmittel einzunehmen; es handelte sich darum, sich nicht aufzuhalten, um noch nach Sydnei zu kommen, ehe Wasser und Lebensmittel ganz ausgingen. Von den Salomonsinseln weg hatten wir wieder frischen Wind, mitunter mehr als frisch, aber wir lebten förmlich auf, als es wieder vorwärts ging. So sind wir heute bis auf 31 Gr. südl. Breite gekommen und um Mittag trat die Küste von Australien in Sicht, die Berge bei Smoky Cap, so daß wir hoffen können, übermorgen, wenn es gut geht, in Port Jackson einzulaufen.

Sydnei, den 11. November — Weit

schneller noch, als ich's gedacht, sind wir hier angekommen. Schon am 5. November Abends hat die Fregatte in Port Jackson gelandet. Ich jubelte auf, nach 81tägiger Seefahrt glücklich wieder am Lande zu sein. Und wie freundlich und nett sah da Alles aus: der Hafen, die Schiffe, Gärten, Landhäuser, überall die herrlichen Pyramiden der Araucaria excelsa (der berühmten neuholländischen Tanne); eine große Stadt, Sydney, in der That ein kleines London, Dampfschiffe, Eisenbahnen, aller Comfort, aller Glanz und Luxus einer europäischen Stadt! Die erste Stadt auf unserer ganzen Reise, wo man wieder nur weiße Gesichter sieht, alle so frisch und gesund, als gäbe es hier keinen Kranken. Ich stieg im Hotel Royal ab, werde aber in einigen Tagen im deutschen Clubhaus wohnen. Sehr viele Deutsche hier! Die Ankunft der Novara hat ungeheure Sensation erregt; alle Zeitungen sind davon voll. Die Photographen laufen einem in's Haus und bitten, daß man ihnen sitze, und versprechen noch unentgeltlich Abdrücke. Festlichkeiten aller Art sind vorbereitet; morgen werden die Deutschen feierlichst eine Adresse an die Expedition übergeben. Ein großer Dampfer und Musikkapellen sind dazu gemiethet; der Dampfer wird mit den Sydneydeutschen an Bord zur Fregatte fahren. Unter Musik und Feuerwerk soll die Adresse übergeben werden. Die Engländer, neugierig, dieses Fest mit anzusehen, haben alle Boote gemiethet. Aber für alle diese Festlichkeiten steht die Novara aus, als hätte sie eben einen fürchterlichen Sturm mitgemacht, denn sie ist ganz in Reparatur; die Masten und Segel herab, 70 Kalfaterer hämmern und klopfen den ganzen Tag, daß es an Bord nicht auszuhalten sein

soll. Dann, wenn die Kalfaterung, Segel und Masten wieder in Ordnung, wird sie in die Docks gebracht, um neu gekuppert zu werden, kurz, das Schiff wird in Allem wieder ganz hergerichtet und wird uns dann so in weniger als einem Jahr nach Europa zurückführen.

Am 8. und 9. November besuchte ich die Kohlenbergwerke bei New-Castle, und kam gestern mit drei großen Kisten voll fossilen Pflanzen und Petrefacten außerordentlich besriedigt wieder hier an. Nun denke ich acht Tage hier zu bleiben, um sodann einen Ausflug in die Golddistricte von Bathurst zu machen, wo laut telegraphischer Nachricht von gestern eben ein Goldklumpen von 1800 Unzen = 6000 Pfd. Sterling (rh. 72,000 fl.) gefunden wurde. Ich treffe hier eine Menge Würtembergers auf den Farmen. — In Neuseeland sind Kohlenlager entdeckt worden; die englische Regierung wünschte eine Untersuchung derselben durch einen Geologen; der Gouverneur hat sich deshalb an den Kommodore gewendet, daß ich den Auftrag der Untersuchung unternehmen möge. Ich fand hier ein vortrefliches, naturhistorisches Museum, und bin nun damit beschäftigt, Duplicate einzutauschen. Am Sonntag will ich nach Botanybay, um eine dortige Menagerie, Eigenthum eines Privaten, zu sehen. Das Klima ist hier zum Entzücken; man kann doch wieder Tage lang Excursionen zu Fuß machen, ohne schon nach der ersten halben Stunde an Körper und Geist erschöpft zu sein, wie unter den Tropen, und alles Unangenehme der langen Seereise ist längst wieder vergessen. Von hier dann nach Neuseeland, dem paradiesischen Tahiti und Valparaiso!

### Die neue Welt im innern Afrika.

Im Süden der Wüste Sahara zieht sich in einer Ausdehnung von mehr als 700 geographischen Meilen vom atlantischen zum indischen Ocean eine Reihe volkreicher Staaten, in welchen bei tropischer Fruchtbarkeit und unerschöpflichem Reichthum des Pflanzen-

und Thierlebens eine der gebildeten Welt noch fast fremde schwarze Bevölkerung, theils dem Islam, größtentheils noch dem Heidenthum angehörig, die auffallendsten Gegensätze vorangeschrittenen Gewerbslebens und fast thierischer Rohheit, eines menschlichen,

freundlichen Sinnes und einer Entgegen erregenden Wildheit und Grausamkeit aufweist. Noch vor einigen Jahren gehörten alle diese Länder in's Reich der Fabel. Das Land der Schwarzen, gewöhnlich der Sudan genannt, erscheint auf älteren Karten von Afrika fast unbekannt. Flüsse mit unsicherem Laufe, Namen mit noch unbestimmterer Bedeutung sind, oft auf's Gerathewohl, in die weiße Fläche gezeichnet, welche sich fast bis zum Caplande hinzieht. Es ist nicht zu verwundern, wenn hieraus vielfach das Vorurtheil entstanden ist, als sei das ganze innere Afrika eine einzige, große, undurchdringliche, ja unzugängliche Wüste. Und was erfuhr man von den Negerländern? Man holte Gold, Pfeffer, Palmöl, Elfenbein und schwarze Sklaven von den Guineaküsten her, und wenn die Sage ging, daß es im Innern des Festlandes mächtige Reiche mit blühenden goldreichen Städten gebe, so konnte man diese Erzählungen kaum für mehr als die gewöhnlichen Märchen vom gepriesenen Eldorado halten.

Aber der gewaltige Nigerstrom, welcher schon von den Alten genannt und für einen riesigen Quellfluß des Nil gehalten wurde, und die an seinen Ufern gelegene Handelsstadt Timbuctu, die Königin der Wüste, von welcher der vortreffliche maurische Geograph Leo den Africanern vor drei Jahrhunderten eine so lebendige Schilderung entwarf — sie mußten endlich thatkräftige Naturen zur Lösung des Räthsels auffordern.

Mit dem Schotten Mungo Park beginnt die Reihe der Tapsen, welche für die Bereicherung der Wissenschaft, welche für die Entdeckung und Erforschung eines der größten und fruchtbarsten Länder der Welt Kraft und Leben in die Schanze schlugen. Er fand, vom Westen her eindringend, zum Entzücken des gebildeten Europa, den ostwärts strömenden Niger (20. Juli 1796) und besuchte auch auf einer zweiten Reise Timbuctu; aber im Vordringen nach der Mündung des Stromes hin ward er erschlagen.

Mitten im Festlande, wo man die Mündung des Niger vermuthete, fanden die Eng-

länder Denham, Dubney und Clapperton den jetzt wohlbekannteren Chadsee (4. Februar 1823), in welchen wohl der sogenannte Deou, nicht aber der Niger seine Gewässer ergoß. Dagegen erfuhren sie, daß dieser Strom nach einer starken Krümmung in's atlantische Meer fließe, und so wurde auf einer neuen, also von Süden her unternommenen Reise durch Clapperton der Niger an derjenigen Stelle seines unteren Laufes, wo einst Mungo Park gefallen war, wieder aufgefunden (30. März 1826) und später durch die beiden Länder von hier aus nach unsäglichen Leiden der offene Ocean erreicht (18. November 1830).

Fast noch zwanzig Jahre aber sollte es dauern, bis endlich eine gründliche Erforschung jene vorläufigen Ermittlungen ergänzen und nutzbar machen konnte. Und zwar geschah dies erst, seit deutsche Wissenschaft und deutsche Ausdauer sich mit dem britischen Unternehmungsgeliste verband. Die erfolgreichen Anregungen eines Bunten und Petermann, die jahrelange rastlose Hingebung, der bis zum Aeußersten ausdauernde Muth und Fleiß der Reisenden Dierweg, Barth und Vogel machen die im Jahre 1849 begonnene Entdeckungsreise zu einem Triumphe des deutschen Geistes. Durch sie wurde der große westliche Theil des Südens in helles Licht gestellt; ein bis in's Herz von Afrika führender schiffbarer Nebenfluß des Kowara-Niger, der Venue, entdeckt, welcher bereits von Dampfschiffen befahren worden ist, und die Erforschung der östlichen Länder, welche den Chadsee von dem Gebiete des obern Nil trennen, angebahnt.

Nachdem Barth seine fünfjährige Reise in Inner-Afrika beendet und die Resultate derselben in seinem größeren Reiseverke veröffentlicht hat, während das Schicksal Vogels noch unentschieden ist, ist der Engländer Livingstone so eben mit großartiger Unterstützung der englischen Regierung auf einer zweiten Reise im Innern dieses Welttheils begriffen. Wir hoffen, in den nächsten Bänden die wichtigeren Resultate derselben zusammenstellen zu können.

## Annam, oder das Kaiserreich Cochinchina.

Die neueste, von Seite Frankreichs und Spaniens nach diesem Lande gemachte Expedition hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf dasselbe gelenkt; es ist daher von großem Interesse, etwas über ein bisher so fremd gebliebenes Gebiet zu erfahren.

Die Geographen muthmaßen, daß die Benennung Cochinchina von den Portugiesen herrührt, welche dem Lande dieselbe gegeben hätten. Thatsache ist, daß die Eingeborenen und die Chinesen es nur unter dem Namen Annam, oder Land des Südens kennen.

Das Kaiserreich Annam besteht aus drei großen Ländertheilen: Long-King, Cambodsche und dem eigentlichen Cochinchina.

Dem englischen Gesandten Crawford zu Folge, der Annam im Jahre 1822 im Auftrage der obersten Regierung von Hindustan bereiste, hat dieses Reich eine Länge von 900 geographischen Meilen; seine Breite beträgt nach ihm 60 bis 180 Meilen; die gesammte Fläche des Landes soll 98,000 Quadratmeilen betragen. Derselbe Schriftsteller schätzt die Bevölkerung auf 5,200,000 Seelen.

Ueber die ältere Geschichte dieses Landes ist nur bekannt, was chinesische Annalen darüber berichten. Ihnen zu Folge ward Annam 214 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung von den Chinesen erobert. Von dieser Zeit an gründeten die Chinesen Colonien in diesem Lande, und verpflanzten Sprache und Sitten ihres Heimathlandes dahin. Die chinesische Herrschaft war jedoch nur kurze Zeit im Stande, sich in ihrer neuen Eroberung zu behaupten. Im Jahre 263 der christlichen Zeitrechnung gelang es Cochinchina, sich unabhängig von China zu machen, jedoch nur gegen die Verpflichtung, Tribut an dasselbe zu bezahlen. Später wiederholten die Chinesen mehrmals ihren Versuch, das Land zu unterjochen; allein mit nicht besserem Erfolge, als das erstemal. Seitdem ist Annam von einheimischen Fürsten beherrscht.

Zunächst von Interesse ist, wie Annam in Verbindung mit Frankreich trat.

Ein französischer Missionär, Bischof Big-

neau von Audran, nahm unter den innern Verwicklungen, zu welchen der Kampf mehrerer einheimischen Fürsten um den Thron von Annam führte, Partei für einen derselben, und hatte die Idee gefaßt, daß derselbe mit Hülfe von Frankreich auf den Thron gehoben werden könne. Es war dies zur Zeit der Regierung Ludwig XVI. Um diesem Schritt ein feierlicheres, entschiedeneres Gepräge zu verleihen, wollte der Bischof den ältesten Sohn des Königs, einen Knaben von 6 bis 7 Jahren, mit sich nach Frankreich nehmen und ihn dem Herrscher dieses Landes als eine Garantie der Absichten und des Vertrauens, mit dem sich dessen Vater an die französische Nation wende, vorstellen. In Frankreich angelangt, kam bald zwischen dem Bevollmächtigten des annamitischen Fürsten und dem Hofe von Frankreich ein Vertrag zu Stande, durch welchen sich der König von Frankreich verbindlich machte, seinem neuen Allirten ein Geschwader mit vielem Kriegsmaterial zur Hülfe zu senden. Der amerikanische Fürst trat seiner Seite eine Strecke Landes an Frankreich ab, und versprach, gemeinschaftlich mit Frankreich zu operiren und im Fall des Bedürfnisses 60,000 Mann Truppen zu dessen Verfügung zu stellen, falls die Franzosen von irgend einer andern Macht in Annam angegriffen würden. Mit einem Wort, es ward ein vollständiger Offensiv- und Defensiv-Tractat zwischen beiden Reichen abgeschlossen.

Allein in Folge mehrerer Intriguen erfolgte die Hülfe der Franzosen nicht, oder beschränkte sich vielmehr bloß auf die Zusendung von 14 oder 15 Offizieren, welche die Flotte und das Heer des mittlerweile durch eigene Bemühungen über seine Feinde Herr gewordenen Fürsten organisiren halfen, Befestigungen anlegten u. s. w. Dieser Fürst war der unter seinem späteren Namen Gia-Long bekannt gewordene Kaiser von Annam.

Die unter seinem Schutze zahlreich gewordenen Christen Annams hatten dagegen nach seinem Tode die ärgsten Verfolgungen zu erdulden. Der gegenwärtige Herrscher Annams, Tu-Duc, soll sich als einer der erbit-

tersten Feinde des Christenthums zeigen; wenigstens haben, offiziellen Erklärungen zu Folge, die unter seiner Herrschaft an einer großen Zahl Christen, ja sogar an Bischöfen vollzogenen Hinrichtungen das Ginstreiten Frankreichs und Spaniens veranlaßt. Nicht minder ist überhaupt seit dem Tode Kaiser Gia-Longs der französische Einfluß in Annam gänzlich geschwunden, und hat von beiden Seiten verübten Feindseligkeiten Platz gemacht.

Der Boden Annams bringt alle Erzeugnisse Hinterindiens hervor, obgleich der Ackerbau nicht sehr bei diesem Volk entwickelt ist. Allein es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ergiebigkeit dieses Landes an Exportartikeln durch eine vernünftige Verwaltung sehr gesteigert werden müßte.

Es mag hier der Bericht am Plage sein, der über einen im Jahre 1845 in der Bay von Turan abgestatteten Besuch der französischen Kriegscorvette *Alemene* vorliegt:

„Kaum hatten wir“, schreibt ein Mitglied der betreffenden Expedition, „die Mündung des Flusses passiert, so sah man deutlich die Garnison von Van (Zman) in großer Aufregung durcheinander laufen. Jeder ergriff mit kriegerischer Miene seine Hellebarde oder sein verrostetes Gewehr, und suchte uns damit den Weg zu verlegen. Als unsere Landungs-Schaluppe in der Nähe des Ufers sichtbar wurde, erhoben alle die verschiedenen Bediensteten der annamitischen Polizei ein großes Geschrei mit Bitten und Befehlen, keine weitere Annäherung zu versuchen, da das kaiserliche Gebot dieß allen Barbaren streng untersagte. Vergebens hatten wir gehofft, dadurch, daß wir uns dicht am rechten Ufer hielten, ihre Wachsamkeit zu täuschen; allein alle unsere Bewegungen waren beobachtet, und bald sollte den Zurufen die Entfaltung ernstlicherer Maßregeln folgen. Drei mit Soldaten bemannte und von Offizieren besetzte Schonken machten sich zu unsrer Verfolgung auf den Weg; andere Soldaten liefen längs der beiden Ufer, und waren mit ihren rothen Röcken und langen Hellebarben weithin durch die Reisfelder sichtbar.

Da diese leichten Fahrzeuge geschickte Ruderer hatten, so waren wir bald von ihnen erreicht; allein unser ganzes Benehmen konnte ihnen sagen, daß wir uns durch bloße Worte

oder Gesten nicht aufhalten lassen würden. Vergebens gab uns der oberste Polizeirichter von Turan durch eine sehr bezeichnende Pantomime zu verstehen, daß es sich dabei um seinen Kopf handeln würde; von uns erhielt er nichts als den Ausdruck unseres Unglaubens und eine Cigarre zum Troste, die er auch annahm; dann aber, gleichsam um seiner Verantwortlichkeit dadurch los zu werden, ließ er mit allen Zeichen einer anscheinenden Verzweiflung sein Boot an den Vordertheil unserer Schaluppe rudern; allein kurz darauf ergriff er, gleichsam erschreckt durch dieses Kühne Wagstück, die Flucht und ließ uns, stolz über den errungenen Sieg, auf das Land der Wunder zusteuern. Noch waren wir jedoch nicht ganz wegen des Weitern beruhigt, denn ohne die Gefahren des Scheiterns in Gewässern, die uns gänzlich unbekannt waren und diejenigen, welche uns etwa von den beiden verfolgenden Kriegschonken drohten, zu rechnen, konnte nicht der Widerstand der Menge Soldaten, die längs dem Flusse hinliefen, sich bei unsrer Landung verhängnißvoll erweisen? Allein wir vertrauten darauf, daß es nicht zur Anwendung von Wassengewalt von Seiten der Annamiten kommen werde, und ließen uns daher von unserem Vorhaben nicht abwendig machen.

Endlich landeten wir. Nicht weit vom Landungsplage stießen wir, während wir in geschlossenen Gliedern marschirten, auf die Rothröcke, die an einem Punkte Posto gefaßt haben, der auf unserem Wege liegt. Unser zuversichtliches Auftreten und einige Ellbogenstöße, die wir austheilten, haben jedoch bald, wie stets in solchen Fällen, über den passiven Widerstand dieser Automaten gesetzt und es öffnete sich vor uns eine Ebene von weißem Sand, die von sechs Kalkbergen eingeschlossen ist. Die dadurch zurückgestrahlte Sonne wirft ihre versengenden Strahlen; wir eilen, aus dieser Glühhitze zu kommen. Der Gong (die amerikanische Trommel) schlägt uns hierzu den Takt. An jenem Tage war er am lauteften, um die Bevölkerung zur Vertheidigung ihrer Heiligthümer zu den Waffen zu rufen. Beim Lärm dieser Sturmlocke kamen überall mit hölzernen Stäben bewaffnete Landleute zum Vorschein.

Keck lenkten wir jedoch unsere Schritte

vorwärts, und gelangen endlich an die große Treppe der Pagode, deren Zugang von 50 Soldaten, die Hellgarde im Arm, vertheidigt wird. Wir schieben sie auf die Seite und Sieger wie Besiegte eilen nun über die Treppentufen des Tempels hinweg. Auf der Seite des Felsens, auf dem er erbaut ist, lesen wir die chinesischen Worte: Ti pi thian toung, d. h. Grotte des Himmels, des Meeres und der Erde.

Es galt jetzt ein letztes Hinderniß zu überwinden. Die drei Eingangsthore der ersten äußeren Pagode waren versperrt. Drei von uns erkletterten ihre Einfassungsmauer und machen die eine Eingangsthüre frei. Sie trägt die Inschrift: Mon tai-san, oder dritte Eingangsthüre zum Heiligthum. Wir stürzen jetzt alle in die beiden Gebäude, wovon das eine den Hof schließt, das andere links von ihm liegt. Sie sind beide der Verehrung des Gottes Foo geweiht. Die äußere Ausstattung wie die innere Ausschmückung derselben sind von geringer Bedeutung. Am Hauptaltar des Tempels befindet sich die vergoldete Statue des Gottes der Lust. Derselbe ist, wie in China, als sitzender Greis dargestellt, dessen Mienen die größte Heiterkeit ausdrücken; Alles an diesem Symbol der Lust lacht, selbst dessen dicker, nackter Bauch, dessen krampfhaftige Zuckungen man zu sehen glaubt. Blumen schmücken den Altar; die Trägheit der Bonzen hat künstliche angewandt, in einem Lande, wo Blumen das ganze Jahr hindurch blühen. Am vorderen Altar befinden sich sechs Schirme mit Malereien, welche Jungfrauen darstellen, die auf fabelhaften Thieren sitzen; rechts sieht

man die Glocke, die zum Gebete geläutet wird, links die große Trommel, welche dasselbe begleitet. Auf einem kleinen Seitenaltar sind die verschiedenen Gegenstände niedergelegt, die zur Erforschung des Schicksals dienen, wie z. B. die gebogene Wurzel des entzweigespaltenen Bambus und die numerirten Stäbe, mittelst derer der Gott Foo den Gläubigen die Zukunft enthüllt.

Weiterhin, durch hunderte von Grotten, die in den Felsen gehauen sind, mit Fernsichten auf das weite Meer, gelangten wir endlich in die Wohnung der Bonzen, die den Dienst dieses Tempels haben und fanden dort für einen Augenblick eine gastfreundliche Aufnahme. Und damit schloß sich dieser anscheinend von so vielen Gefahren begleitete Ausflug, der in ledem Uebermuth bloß unternommen ward, um einen Tempel zu besuchen, der zu den Wundern Hinterindiens gezählt wird."

Man unterlegt Frankreich bekanntlich die Absicht, auf Grund des in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zwischen ihm und dem Kaiserreich Annam abgeschlossenen Vertrags sich auf der ihm abgetretenen Strecke Landes festzusetzen, und so die Stützpunkte zu gewinnen, von denen aus das ganze Kaiserreich Annam bewegt werden soll. Ob die gegenwärtige Regierung Frankreichs wirklich diese Absicht hegt, und ob es den auf die Größe des englisch-indischen Reiches eifersüchtigen Franzosen nochmals und zwar diesmal mit entscheidendem Erfolg gelingt, sich in Aßen in größerer Niederlassung festzusetzen, wird die Zukunft lehren.

### Besuch eines Reisenden in Bangkok, der Hauptstadt von Siam.

Derselbe schreibt: „Kurze Zeit nach Aufgang der Sonne begaben wir uns in unserem Sampan (Kahn) nach dem Bazar. Auf unserer Wasserfahrt begegneten wir einer Anzahl Priester, je zwei oder drei in kleinen Kähnen. Sie waren gerade im Almosen sammeln begriffen, und erinnerten mich leb-

haft an die Bettler, welche ich anderwärts an den Eingängen der Küchen vornehmer Häuser gesehen, wie sie die „Brocken von der Herren Tische“ einsammelten. Um diese frühe Stunde des Tages ist die Flusscene nicht so belebt, wie später. Die Siamesen finden es wegen der Hitze des Klimas be-

quemer, während der Nacht oder eines Theils derselben, Besuche zu machen und Geschäfte zu besorgen. Auch der König versammelt seine Rätthe erst zwischen Sonnenuntergang und Mitternacht um sich.

Wir wandten uns nach einem mit Schiffen angefüllten Kanal, durch den unsere Gondoliere mit einer Geschicklichkeit sich den Weg bahnten, die uns in Erstaunen versetzte und zugleich unterhaltend war. Es ist nicht möglich, eine klare Idee von dem fremdartigen Bild zu geben, das sich vor unsern Blicken entrollte. Wir stiegen endlich vor dem Vordertheil eines Wats (einer Pagode), dessen emailirtes Dach und vergoldete Spirale in der Morgensonne glänzten, an's Land. Die Bauart dieser Pagoden ist eine eigenthümliche, namentlich die des Daches; man kann sie drei Sätteln vergleichen, die man den einen über den andern stellt, und wovon der obere immer kleiner als der untere ist. Die Wirkung, die dieß macht, ist eine angenehmere, als man anzunehmen geneigt ist, ohne es gesehen zu haben. Aus der Pracht dieses Baues ließ sich abnehmen, daß die Siamesen ein sehr religiöses Volk sein müßten.

Der Weg, den wir längs eines Kanals zurücklegten, endigte in einer ungefähr zwanzig Fuß breiten Straße, die den ungefähr eine englische Meile langen Bazar bildete. Derselbe ist mit großen viereckigen Ziegeln gepflastert, die in diesem Augenblick mit einem klebrigen Kothte bedeckt waren. Zu jeder Seite dieser Straße befanden sich Buden und Fleischbänke, abwechselnd stets fünf und sechs gleiche auf jeder Seite. So z. B. sah man fünf oder sechs Schneiderbuden und nebenan eben so viele Fleischbänke, welche Schweinefleisch zu verkaufen hatten; gegenüber waren Pastetenbäcker und nebenan Geflügelhändler. Der Lärm, den die Menge machte, stieg in die ruhige Luft empor; wo wir aber auch gingen, unterbrach Hundegebell die Einformigkeit der Scene.

In Zwischenräumen von einigen hundert Schritten war der Bazar theilweise von einer Art acht bis zehn Schuh hoher Schaubuden unterbrochen, die zu dramatischen Darstellungen dienten.

Nachdem uns die Neugierde verleitet hatte, den Bazar während des Tages zu sehen,

wollten wir es auch während der Nacht thun. Allein es war um diese Zeit weniger Volks darin. Gruppen desselben drängten sich um die Schaubuden, um die Marionetten und um eine Art Diorama zu sehen, das von Chinesen gezeigt wurde. Die Spielhäuser waren offen. Vor denselben standen Tische aufgerichtet mit Würfelspiel und Karten, um den Spiellustigen bei einer Beleuchtung von kupfernen Lampen mit Cocosnußöl Gelegenheit zu geben, ihre Gauris (das bekannte Muschelgeld der Orientalen), ihre Fuangs und Ticals los zu werden.

Nach dem Bazar beabsichtigten wir, der Residenz des Königs, welche etwa zwei englische Meilen von unserm Ankerplatz lag, einen Besuch zu machen. Auf dem Wege, den wir dahin zurücklegten, sahen wir auf dem Wasser verschiedene kleine Gegenstände schwimmen. Auf Befragen vernahmten wir, daß dieß Opfergaben für die Seelen Verstorbener seien. Nachdem wir außerhalb der Mauer, die den Palast und die Stadt umgibt, gelandet waren, ließ man uns einen großen weißen Elephanten sehen. Wir fanden ihn schmutzig und wild; da er noch nicht gezähmt war, so hieß er nur der wilde Elephant. Die Iris seiner Augen war weiß.

Wir gingen alsdann durch eine Thür hindurch, die man sorgfältig hinter uns schloß und befanden uns in einer Straße, die aus elenden Häusern bestand. Es war dieß Sianduthia, die Hauptstadt des Reiches. Wir traten in einen Hofraum, der eine Anzahl äußerlich nichts weniger als reinlicher Gebäude enthält. Das ansehnlichste derselben ist mitten in einem offenen Hofe gelegen; man nannte es den Gerichtsaal. Es glich einem alten Magazin.

Wir suchten in diesem Gebäude Schutz vor der großen Hitze, welche herrschte. Kaum hatten wir etwas daselbst verweilt, so versammelte sich eine beträchtliche Menge Siamesen um den Saal; und es erschien seine Hoheit Prinz Nomsanoi, in einer Sänfte mit übereinandergeschlagenen Beinen sitzend. Bei seiner Annäherung fiel die Menge auf ihre Ellenbogen und Knie. Uns winkte der Prinz freundlich mit der Hand zu. Die Hunderte, welche vor ihm lagen, würdigte er dagegen keines Blickes. Ihn begleitete sein Lieblingsdiener

(Fortsetzung folgt.)

## Das Neueste

aus der

### Länder- und Völkerkunde.

Besuch eines Reisenden in Bangkok, der Hauptstadt von Siam.

(Schluß.)

mit dem goldenen Theekessel und dem Ischnamkästchen (Zeichen hoher Würde in Siam). Ein zweiter Diener trug seinen Degen. Obgleich er sich schnell in einen andern Raum begab, so blieb doch die Menge fortwährend auf dem Boden liegen. Ich folgte Sr. Hoheit dahin nach und fand ihn in Gesellschaft von zwei oder drei Vornehmen unter einem Baldachin von grobem Zeuge, der von einem schlechten Dache aus Bambus und den Zweigen eines schattenreichen Baumes überragt war. In lustigem Tone rief er uns zu: „Hier ist ein angenehmerer Ort, als ihn der Kaiser zu seiner Verfügung hat; denn wir athmen hier wenigstens kühle Luft ein“. Auch lud er uns zum Niedersitzen und zu einer Tasse Thee ein, wozu er Cigarren herurreichen ließ.

Bald darauf kündigte Lärm von Hoboen einen herannahenden Zug an. Ein Duzend roth und grün uniformirter Musiker, deren Backen von der Anstrengung aufgeblasen waren, mit der sie ihre Instrumente spielten, gingen sieben Elephanten voraus. Zuerst kam ein schwarzer vierzehn (englische) Fuß hoher Elefant<sup>\*)</sup>, dann ein großer weißer, und nach diesem ein dritter viel kleinerer; vier andere gewöhnlicher Größe, die aber gefleckt waren, machten den Schluß. Zur Seite eines jeden dieser Elephanten ging ein Wächter und einige Sklaven, welche Schüsseln mit entkültem Zuckersirup und süßen Bananen trugen. Der Cornac hielt sich über

dem Halse des Thieres und hatte den Gaudak oder das golddurchwirkte Zeltdach hinter sich. Große goldene Ringe umgaben die kräftigen Beine dieser Thiere. Andere dergleichen, mit kostbaren Steinen besetzte Ringe fasten die Zähne der weißen Elephanten ein, und schöne Schwiße von weißen Kopshaaren hingen von ihren Ohren herab.

Es wurde ein Umzug und, als dieser vorüber war, an einer der Seiten des Gebäudes still gehalten. Jeder Sklave schob alsdann dem Elephanten, den er zu beaufsichtigen hatte, eine Schüssel hin, und wir wurden eingeladen, diese Thiere zu bewundern und sie fressen zu sehen. Bekanntlich gibt ihr Vorrath, in der Meinung der Siamesen, dem Kaiser dieses Landes den Vorrang vor allen andern Monarchen des Orients.

Als dies vorüber war, folgten wir der Einladung unseres Führers und betraten, nicht gar weit davon entfernt, indem wir durch ein großes Thor hindurchgingen, den Watphra-si-Natanat, oder großen Tempel des Königs. Wir wurden geblendet und waren fast stumm vor Erstaunen von dem Glanze der vergoldeten Obelisken und im Sonnenglanze leuchtenden Säulen. Wir befanden uns in einem großen Vorfaal, der das ganze Gebäude umgibt und dessen Seiten nicht weniger als 100 Metres lang sind. Die Wände sind mit zahlreichen Darstellungen und glänzenden Farben bedeckt. Sie handeln von der Geschichte des Gottes Godama und dem

\*) Alle Elephanten, die diese seltene Größe haben, gehören von Rechtswegen dem Kaiser.

mächtigen Kaiserreiche Thai (so heißen die Siamesen ihr Land). Was hätten diese Wände uns nicht alles sagen können, wenn wir die Sprache des Landes verstanden hätten!

Man führte uns nun zu einem großen innern Tempel, der in der Mitte des Hofraums lag. Dessen Wände waren kunstvoll mit kostbaren Steinen eingelegt; Dach und Karniese enthielten Schmuck von Gold und Email. Ueber ein halbes Duzend Treppentufen hinweg gelangten wir in eine Vorhalle. Eine Thür von Ebenholz mit eingelegtem Elfenbein war offen; eine Art prachtvoller spanischer Wände verbarg noch das Allerheiligste unsern Blicken. Wir traten hinein und waren nicht weniger von dem Innern geblendet, als wir es bereits von dem Außern waren. Die Decke des Tempels war hoch und kunstreich ausgearbeitet. Ein großer krySTALLENER Leuchter hing von der Mitte herab; rund herum an den Wänden sah man eine große Anzahl Gemälde und chinesische Lampen. Bei dem matt eindringenden Tageslicht konnten wir den in der Mitte des Tempels sich befindenden großen Altar Buddhas bewundern. Das Ganze hatte eine pyramidale Form von ungefähr 30 Fuß Höhe. Zwei oder drei Kerzen brannten vor ihm. Eine wenigstens 5 Fuß hohe Lotuspflanze von massivem Golde befand sich links. Zahlreiche kleinere Figuren Buddhas schmückten die Seiten des reich gemeißelten Altars, dessen Hauptzierde eine zwei Fuß hohe Statue des Gottes ausmachte, welche aus einem einzigen Schmaragd bestehen soll. Die Augen des Götzenbildes bildeten zwei Brillanten, die ein helles Licht in dem Tempel verbreiteten und in Brasilien 20,000 Piaſter gekostet haben sollen. Was den Werth des ganzen Götzenbildes betrifft, so erschien er uns unschätzbar.

Aus diesem Tempel gingen wir in einen andern, weniger großen, der, wenn ich recht verstanden habe, der Wat der Königin heißt. Auf dem Wege dahin sahen wir eine große Zahl kleiner Figuren, welche Elephanten, Pferde u. s. w. darstellten, in Beeten von Blumen und Lotuspflanzen. Der Wat ist weiß und von reiner Bauart. Drei Statuen Buddhas von weißem Marmor befinden sich darin als Symbole der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; eine derselben, höher als die andere, ist umgekehrt. Sie sind mit

Diamanten und andern kostbaren Steinen bedeckt.

Zwischen diesen beiden Wats befindet sich die Bibliothek der heiligen Bücher. Es ist auffallend, daß in den meisten Religionen die Priester derselben den Geist und Buchstaben ihres Glaubens in einer fremden, vergessenen Sprache festhalten, um so zu dem Geheimnißvollen, was die Menge stets reizt, ein weiteres Geheimniß zu fügen. Unter einem Reg von Silberstangen sahen wir hier das prachtvolle Kästchen, was die Glaubensdogmen von so vielen Millionen enthalten soll.

Von da irrten wir wie verzaubert unter Blumenbeeten und reich geschmückten Obelisken herum. Fürwahr, niemals hat die Zauberpelle des Aladdins etwas geschaffen, was dem Wat-phra-si-Ratanat in der Pracht seiner Ausschmückung, der dabei angewendeten Kunst und Verschwendung von Gold und kostbaren Steinen gleichkommt. Selbst diejenigen von uns, welche am Weitesten gereist waren, gestanden, niemals in der übrigen Welt etwas Aehnliches gesehen zu haben. In der That, der Gesamteffekt ist hinreißend! Wer so etwas niemals gesehen hat, sollte es nicht für möglich halten! In seinen Einzelheiten betrachtet imponirt nichts durch seine Großartigkeit, nichts davon trägt den Stempel des Genies; und doch ist nichts davon gemein oder entbehrt der Eleganz und des Geschmacks. Man findet dort Gemälde, welche die ersten Meister chinesischer Schulen geschaffen haben, Blumenbeete, Leiche mit steinerne Einfassung, worin die geheiligte Lotuspflanze blüht, kostbare Steine aller Art und vom größten Werthe, Gold im Ueberfluß, Arbeiten von Ebenholz, Elfenbein und Schildkrottschalen.

Der Eindruck, den das Ganze auf uns macht, ist der eines Chaos von niedlichen Dingen. Um sich eine Idee von diesem Tempel machen zu können, muß man ihn gesehen haben; um alle seine Einzelheiten kennen zu lernen, müßte man sich einen Monat hindurch darin einsperren lassen. Wer sich diese wunderbare Schöpfung erklären will, darf nicht vergessen, daß die Siamesen den Glauben haben, ihr Heil in der andern Welt sei von den Ehren bedingt, welche sie ihrem Gotte in dieser erweisen; ferner, daß dieser Tempel das Werk mehrerer glaubenseiferiger

Monarchen ist, die sich auf dem Throne dieses Landes folgten, und daß dieselben auf die Errichtung dieses Glaubens-Denkmal's alles Gold ihrer Völker, wie alle eigene Willenskraft und Intelligenz verwandt haben.

### Eine Aufwartung der holländischen Mission zu Nangasacki bei dem Kaiser von Japan.

Es ist bekannt, daß die Holländer seit 150 Jahren bis vor Kurzem das ausschließliche Recht besaßen, eine Handels-Niederlassung zu Nangasacki, einem japanesischen Hafen, inne zu haben.

Während dieser ganzen Zeit bestand der Gebrauch, daß der Vorstand dieser holländischen Factorie sich jedes Jahr mit zahlreichem Gefolge nach Jeddo begab, um dem Kaiser seine Ehrfurcht zu bezeugen und die Geschenke der Handelsgesellschaft an den Stufen des Thrones niederzulegen. Da aber der Handelsverkehr zwischen Batavia und Japan sich bedeutend vermindert hatte, so mußte die holländische Regierung die damit verknüpften Ausgaben als eine schwere Last ansehen. Diese Aufwartungen hatten daher von da an nur in längeren Zwischenräumen statt, bis endlich (1792) das Uebereinkommen getroffen ward, daß der Vorstand der Factorie bloß alle vier Jahre am Hofe des Kaisers seine Aufwartung machen solle. In dieses Uebereinkommen wurden jedoch die Geschenke der Holländer nicht mit eingeschlossen, da die Japanesen sie als eine Art zu entrichtenden Tributs ansahen; sie wurden daher fortwährend regelmäßig durch Vermittlung der Dolmetscher dem Kaiser übersandt, allerdings unter möglichster Ersparung der Kosten im Vergleich gegen früher. Da der Handel seitdem jedoch wieder zugenommen hatte, so suchte der Vorstand der Factorie Ausgangs des vorigen Jahrhunderts die Erlaubniß nach, die Hauptstadt alle zwei Jahre besuchen zu dürfen; allein seine Bitte ward von dem kaiserlichen Rathe zurückgewiesen.

Die Zurüstungen zu einer Reise nach Jeddo erfordern lange Zeit und große Formlichkeiten. Nächt die Zeit heran, wo die Reise dahin stattfinden soll, so erkundigt sich der

Vorstand offiziell bei dem Gouverneur von Nangasacki in der vorgeschriebenen Form, ob er sich schmeicheln dürfe, in Jeddo günstig aufgenommen zu werden. Der Gouverneur antwortet, daß derselbe zur Bezeugung seiner Verehrung zugelassen werde, und fordert ihn auf, während seiner Abwesenheit für die Erhaltung der guten Ordnung in der Factorie zu sorgen. Der Magazinverwalter, der das wichtigste Amt nach dem Vorstande versteht, wird auch stets dazu bestimmt, die Stelle des letzteren während dessen Abwesenheit zu vertreten, und der Vorstand stellt ihn bei seinem Abschiedsbesuch als zeitweisen Vorstand der Factorie dem Gouverneur vor.

Früher ward der Vorstand stets von zwanzig seiner Landleute nach Jeddo begleitet; allein im Verhältniß, als die Handelslage weniger günstig geworden, hat auch dieses glänzende Gefolge sich vermindert. Seitdem für diese feierliche Deputation vollends das 4. Jahr zur Aufwartung bestimmt wurde, ist auch die Zahl der Holländer, welche die Reise nach Jeddo machen dürfen, auf drei herabgesetzt worden, nämlich: den Vorstand, dessen Secretär und den Arzt oder Chirurgen der Factorie.

Die Zahl der Japanesen, die den Vorstand begleiten, ist dagegen weniger beschränkt. In seinem Gefolge zählt man zum wenigsten fünfundsüßzig Offiziere verschiedener Grade und eine viel größere Zahl Diener, die den Dienst sowohl bei den Holländern als bei den japanesischen Offizieren haben. An der Spitze dieser steht eine Art Reifemarschall, auf japanesisch Gobanyosi geheißen. Allein nicht er, sondern der erste Dolmetscher ist mit dem Finanziellen der Reise beauftragt; letzterer erhält zu diesem Behufe eine gewisse Summe Geldes, welche die holländische Regierung

aus dem Ertrag der jährlichen Verkäufe oder vielmehr aus dem einer gewissen Parthie Waaren vorstreckt, der aber sich stets als unzulänglich erweist. Das daran Fehlende legt der kaiserliche Schatz zu, was auch, beläufig bemerkt, wahrscheinlich einer der Gründe sein mag, weshalb die Zahl der Aufwartungen so sehr geschmälert wurde.

Die Holländer lassen sich, um bei Hofe vorgestellt zu werden, eine eigene Festkleidung machen. Die des Vorstands ist von Sammet, die des Secretärs und Arztes dagegen von schwarzer Seide mit Franzen und Stickereien in Gold oder Silber. Alle drei tragen den kleinen Mantel (der für den Vorstand von Sammet, für die beiden andern von schwarzer Seide ist), aber erst nachdem sie den Palast betreten haben. Der Vorstand allein darf sich seinen Degen in einer schwarzsammetnen Scheide nachtragen lassen; kein anderer Fremder genießt auf Japan dieses Vorrecht. Man darf nicht einmal den Degen an der Seite behalten. Wir begaben uns daher, schreibt der Vorstand der Mission, in unsern Festgewändern Morgens um 6 Uhr in den kaiserlichen Palast, um vor den Staatsrathen daselbst anzukommen; die Sänften, in welchen wir uns tragen ließen, brachten uns bis an das Palastthor, wo selbst Fürsten aussteigen müssen, mit Ausnahme dreier, die, als Fürsten von kaiserlichem Geblüte, sich bis an diejenige Thüre tragen lassen dürfen, die derjenigen der 100 Wachen gegenüber ist. Wir begaben uns dahin zu Fuß und erwarteten die Ankunft der Räte. Man hieß uns daselbst auf roth gepolsterten Bänken nieder sitzen und bot uns Thee und Pfeifen an. Dort sahen wir den Gouverneur von Nangasacki und einen der ersten Hoffpione (gleichsam Oberaufseher der Fremdenpolizei), die uns dazu Glück wünschten, daß wir bald ihren erhabenen Kaiser zu sehen bekommen sollten, und sich dann in's Innere des Palastes begaben. Hierauf kam der Wachcommandant des Palastes, um mir, als dem Vorstande,

seinen Besuch zu machen; allein es entstand hierbei eine wichtige Etiquettefrage: der Commandant wünschte nämlich, daß ich ihm aus dem innern Saale, wo ich mich gerade befand, in den äußern Saal entgegenkäme, da ihm sein untergeordneter Rang nicht erlaube, den innern zu betreten. Ich erklärte dagegen, daß es mir unmöglich sei, den Ehrenposten zu verlassen, den man mir angewiesen habe. Endlich entschloß sich der Commandant, mir bis auf die Entfernung zweier Matten \*) entgegenzukommen, von wo aus er mir seine Verbeugung machte. Indem ich so entschlossen meinen Platz behauptete (was man auf Japan immer thun muß, wenn man sich in seinem Rechte befindet), beobachtete ich den alten Gebrauch, zu dem ich nur sehr schwer hätte zurückkehren können, wenn ich nachgegeben hätte. Als alle Räte angekommen waren, lud man uns ein, durch mehrere Höfe hindurch den eigentlichen Palast zu betreten, wo wir von Personen empfangen wurden, die man, wäre nicht ihr Haupthaar vollständig rasirt gewesen, mit unsern Pagen hätte vergleichen können. Diese führten uns in den Wartsaal, wo wir uns auf dem Fußboden in schräger Richtung niederließen und unsere Füße mit unsern Mänteln bedeckten, wie es die japanesische Etiquette vorschreibt \*\*).

Nach Verfluß einiger Zeit führten mich der Gouverneur von Nangasacki und der Oberaufseher der Fremdenpolizei in den Audienzsaal, und ließen mich da alles das wiederholen, was mir während meiner Vorstellung vor dem Kaiser zu thun oblag, da er (der Gouverneur) unfehlbar wegen eines jeden noch so kleinen Fehlers gestraft würde, den ich allenfalls dabei begehen konnte. Man führte mich hierauf in den Wartsaal zurück, von wo aus ich mich nach kurzem Zeitzwischenraum mit dem Gouverneur zur wirklichen Audienz vor dem Kaiser begab. Auf dem Wege dahin begegneten wir verschiedenen Großen des Reiches, die von da kamen. Man hieß mich über einen Gang in den Saal der 100 Matten

\*) In diesem Lande, in dem Alles durch unveränderliche Gesetze geordnet ist, ist auch die Größe der Matten durch Verordnungen geregelt.

\*\*) Unter Gebildeten gilt es in Japan als unverzeihliche Unart, seine Füße sehen zu lassen. In Hindustan muß man dagegen bei allen feierlichen Anlässen, wo ein höher Gestellter anwesend ist, sorgfältig seine Hände verdecken.

treten, der seinen Namen davon hat, daß er wirklich mit 100 Matten belegt ist. Diese Matten sind aus Reisstroh gemacht, einige Zoll dick und mit andern reich gestickten Matten feinerer Arbeit bedeckt. Alle Empfangsäle Japans enthalten dergleichen Matten. Hier ließ ich den obersten Dolmetscher zurück und betrat allein mit dem Gouverneur den Audienzsaal, wo ich links am Eingange die Geschenke aufgestellt fand. Vor mir sah ich den Kaiser (japanesisch: Siogun), dessen Kleidung in nichts von der seiner Unterthanen abwich. Ich brachte Seiner Majestät dieselbe Begrüßung dar, wie die anwesenden Großen des Reiches, während einer der Staatsräthe mit lauter Stimme rief: „Capitän Horanda!“ (der holländische Capitän). Diese Begrüßung besteht darin, daß solche genau an der bezeichneten Stelle stattfindet, indem man sich so zu Boden wirft, daß der Kopf mehrere Sekunden lang die Matte und zwar genau in dem Momente, wo der Name ausgerufen wird, berührt. Das Schweigen des Todes, was während dessen im Saale herrscht, wird bloß durch ein leichtes Summen oder Gemurmel unterbrochen, wodurch die Japanesen ihre hohe Verehrung an den Tag legen. Nachdem dies geschehen war, zog mich der Gouverneur von Nangasacki, der einen oder zwei Schritte hinter mir stand, am Mantel, zum Zeichen, daß die Audienz vorüber sei. Die ganze Feierlichkeit dauerte nicht länger als eine Minute.

Indem sie den kaiserlichen Palast verlassen, bleiben den Holländern noch andere Pflichten zu erfüllen übrig. Die Mission begibt sich alsdann zuerst zu dem Miſi-no-maru, oder kaiserlichen Prinzen, dessen Palast auf einer Höhe liegt, von wo aus man den großen Umfang der kaiserlichen Residenz und der ungeheuren Stadt beurtheilen kann, deren Grenzen nach keiner Seite sichtbar sind. Der Prinz wird niemals zu Hause angetroffen, da seine Pflicht ihn ohne Zweifel in die Nähe seines Vaters ruft. Staatsräthe empfangen die Mission in seinem Namen. Die Einzelheiten der übrigen Besuche, die übrigens stets von Geschenken begleitet sind, verdienen nur geringe Erwähnung. Zuerst begibt sie sich zu den ordentlichen und außerordentlichen Räten, allein trifft keinen

derselben zu Hause. Die Holländer werden nebst den Geschenken, welche für diese Großen bestimmt sind, von Sekretären empfangen und mit Thee und Eingemachtem bewirthet. Diese Erfrischungen werden auf Platten heringetragen, allein der Gebrauch will es, daß man sie unberührt lasse. Man schlägt sie vielmehr sauber in Papier ein, das mit Gold- oder Silberfäden verschnürt wird, und läßt sie sich durch den Unterdolmetscher und den Haushofmeister in die Wohnung der Mission nachtragen. Während dieser Besuche kann man die Damen und Kinder hinter Schirmen hören, von wo aus sie die Fremdlinge neugierig betrachten. Aus dem Umstande, daß sich die Damen nicht sehen lassen, darf man nicht schließen, daß die Sitte dies verbietet; vermuthlich will man jede sich etwa mit den Europäern entspinnde Vertraulichkeit verhüten, oder nimmt an, daß es dem Range so vornehmer Damen nicht zieme, sich vor fremden Kaufleuten zu zeigen. Man bietet uns übrigens überall Pfeifen und Tabak an. In einigen Häusern hat man uns um die Erlaubniß, unsere Uhren, wie meinen Hut und Degen untersuchen zu dürfen. Was aber am langweiligsten für mich war, bestand darin, daß ich in jedem Hause, was wir besuchten, einige Zeilen oder wenigstens einige Worte mit rother Kreide auf Papier zu schreiben hatte. Es war 9 1/2 Uhr des Abends, als wir nach allen diesen Ceremonien wieder in unsere Wohnung traten, wo wir noch eine Menge Besuche zu empfangen hatten, so daß wir fast glauben mußten, diese Höflichkeiten hätten keinen andern Zweck, als uns zu ermüden; in der That war auch mit Ende dieses Tages unsere Nervenauflage so groß, daß wir uns unwohl befanden.

Vorstehendes enthält den Bericht, mit welchen Feierlichkeiten diese Aufwartung heute stattfindet; solche sind nicht sehr verschieden von denen, wie sie vor 150 Jahren im Gebrauche waren. Es liegt indeß ein solcher Bericht aus älterer Zeit (aus der ersten Zeit der holländischen Niederlassung) vor, und derselbe enthält so viel Interessantes, daß wir es uns nicht versagen können, solchen hier einzuschalten.

„Also am 29. März, an einem Donnerstage, sollte die Aufwartung statthaben. Die

für seine kaiserliche Majestät bestimmten Geschenke waren bereits an den Hof gesandt. Dieselben sollten in dem Saal der 1000 Matten aufgestellt werden, wo sie der Kaiser besichtigen wollte. Wir folgten ihnen bald darauf in Mänteln aus schwarzer Seide, ganz wie es der europäische Gebrauch bei Aufwartungen vorschreibt. Unser Gefolge bestand aus den drei Haushofmeistern der beiden Gouverneure von Rangasaki, unserm Dofen oder Handelscommis von Buggio, zwei Boten von Rangasaki und dem Sohne eines Dolmetschers, sämmtlich zu Fuß. Unserer vier waren beritten, nämlich drei Holländer und ein Dolmetscher. Ein jedes unserer Pferde war von einem Diener, der ihm zur Rechten ging, am Zaume geführt. Von dieser Seite steigt man auf Japan auf und ab vom Pferde. Sonst hatten wir zwei Pferdebefechte; allein dieser Gebrauch, der unnütze Kosten verursachte, war abgekommen. Unser Vorwand oder Capitän, wie ihn die Japanesen nennen, kam in einer Sänfte hinter uns; ihm folgte unser erster früherer Dolmetscher, jedoch in einer geringeren Sänfte. Den Zug schlossen der Rest unserer Dienerschaft und unseres Fußgefolges, und zwar in der geeigneten, ihnen vorgeschriebenen Entfernung. So bewegten wir uns auf das Schloß zu; nachdem wir eine halbe Stunde marschirt waren, gelangten wir an dessen erste Einschließungsmauer, die mit Mauern und Wällen besetzt war. Wir zogen hindurch über eine große Brücke, deren Geländer am oberen Theile mit kupfernen Kugeln geschmückt war. Der Fluß, der unten durchfließt, ist breit und scheint gegen Norden um den Palast zu fließen; wir sahen damals eine große Zahl Schiffe auf demselben. Man tritt durch zwei besetzte Thore ein, zwischen denen sich eine Wache befindet. Raum waren wir über die zweite Brücke hinaus, so traten wir auf einen großen Platz, wo wir zur Rechten eine noch weit zahlreichere Wache sahen, die übrigens mehr zur Parade als zur Vertheidigung da zu sein schien. Der Saal der Garden war mit Tüchern ausgeschlagen; nahe am Eingang standen die Piken mit der Spitze nach unten. Das Innere war mit vergoldeten Waffen, lackirten Flinten, Piken, Schilden, Bogen, Pfeilen und Köchern, die mit großer Ge-

schicklichkeit und auf eigenthümliche Weise zusammengestellt waren, geschmückt. Die Soldaten saßen in guter Ordnung mit gekreuzten Beinen auf dem Boden; jeder derselben war in schwarze Seide gekleidet und trug zwei Säbel an seinem Gehänge. Nachdem wir die erste Einschließungsmauer zwischen den Palästen und Wohnungen der Fürsten und Großen des Reichs, die im Innern des ersten Schloßraumes stehen, passiert hatten, kamen wir an die zweite Einschließungsmauer, die wir ungefähr wie die erste besetzt fanden. Der ganze in die Augen fallende Unterschied bestand darin, daß die Brücke, die Thore, das innere Wachgebäude, wie die Paläste von einer schöneren Bauart und prachtvoller waren. Dort ließen wir unsere Sänften und unsere Pferde und nun führte man uns an der zweiten Einschließungsmauer vorüber und über eine steinerne Brücke hinweg nach Fumats, der eigentlichen Wohnung des Kaisers. Nachdem wir über eine doppelte Bastion, und zwanzig Schritte davon entfernt, durch zwei besetzte Thore hindurchgegangen waren, führte uns unser Weg auf eine unebene Straße, die zu beiden Seiten von außerordentlich hohen Mauern umgeben war. So kamen wir endlich an den Faminban, oder die Schloßwache, welche sich am obern Ende der eben genannten Straße befand, nicht weit von dem letzten Thore, das zum Palast des Kaisers führt. Dort hieß man uns warten, bis man uns zur Audienz führen werde, was sobald geschehen sollte, als der große Staatsrath sich im Palaste versammelt haben werde. Die zwei Wachcapitäne empfingen uns sehr höflich und boten uns Thee und Rauchtabak an. Bald darauf kamen einige uns bekannte Hofleute herzu, um uns gemeinschaftlich mit den beiden Wachcommandanten Gesellschaft zu leisten. Nachdem wir ungefähr eine Stunde gewartet hatten, während welcher Zeit mehrere junge und alte Staatsräthe den Palast betraten, die einen zu Fuße, die andern in Sänften herbeigetragen, führte man uns durch zwei prachtvolle Thore hindurch, die durch einen großen viereckigen Platz von einander getrennt waren, bis an den Palast selbst, wohin man von dem zweiten Thore aus vermittelst einiger Treppentufen gelangt. Der Platz, der zwischen dem zweiten Thore und der Fronte des

Palastes liegt, ist zwar nur einige Schritte breit; allein es herrschte daselbst ein großes Gedränge von Hofleuten und Wachen; von da steigt man zwei andere Treppen hinauf, um zum Palast zu gelangen. Wir traten zuerst rechts vom Eingange in einen großen Saal, in dem alle Personen, welche zur Audienz zugelassen werden, den Moment der Einführung abwarten müssen. Nachdem wir daselbst über eine Stunde gewartet hatten, traten einige Hofleute mit dem Bemerkten auf uns zu, daß sich der Kaiser jetzt im Audienzsaale befinde und führten unsern Vorstand vor den Kaiser; wir aber mußten zurückbleiben. Die Begrüßung besteht darin, daß man auf Händen und Füßen bis zu einer bezeichneten Stelle und ebenso wieder zurück kriecht. Als diese Audienz vorüber war, zog sich der Kaiser in seine Gemächer zurück, und ließ uns kurz darauf mit unserm Vorstand rufen. Man führte uns durch mehrere Zimmer in eine reich mit Gold geschmückte Gallerie. Dort warteten wir eine Viertelstunde und begaben uns alsdann über mehrere Gänge und Gallerien in ein großes Zimmer, wo man uns niedersitzen hieß, und wo mehrere vollständig ihrer Haupthaare entledigte Hofleute, die die Ärzte des Kaisers waren, Küchenbeamte und einige Geistliche uns um unsere Namen, unser Alter u. s. w. befragten; bald aber stellte man vergoldete Schirme vor uns und befreite uns dadurch von ihnen. Wir warteten hier ungefähr eine halbe Stunde, bis der Hof sich in den Gemächern des Kaisers versammelt habe, wo wir unsere zweite Audienz erhalten sollten und wohin man uns über mehrere dunkle Gallerien führte. Auf der ganzen Länge dieser Gallerien waren ohne Unterbrechung Wachen aufgestellt und, nach ihnen, dem Gemache des Kaisers zu, schloß eine Anzahl Großoffiziere der Krone, ihr Antlitz dem Gemache zugekehrt, die Reihe. Sie trugen ihre Hoffleider, bückten ihre Häupter und saßen auf ihren Fersen. Der Audienzsaal bestand aus mehreren Gemächern mit Gitterfenstern, die alle auf den Mittelpunkt des Saales gingen, und je nach dem Range desjenigen, für den dieselben bestimmt waren, mit einer größeren oder kleineren Zahl Matten bedeckt waren. Der Mittelpunkt des Saales war gänzlich ohne Matten, der Fußboden desselben

war bloß lakirt und dort hieß man uns niedersitzen. Der Kaiser und die Kaiserin saßen hinter Gitterfenstern zu unserer Rechten. Während ich, schreibt der die Mission begleitende Arzt, nach dem Befehl des Kaisers tanzte, hatte ich zweimal Gelegenheit, die Kaiserin hinter ihrem Gitter zu sehen; sie war schön und hatte braune Gesichtsfarbe und schöne schwarze Augen, wie eine Europäerin; die letzteren waren voller Feuer, und ich schloß aus der Größe ihres Kopfes, daß sie hoch gewachsen sein müsse; sie schien mir 36 Jahre alt zu sein. Unter diesen Gitterfenstern verstehe ich solche aus feinspaltenem Rosenholz, die von hinten mit feinem durchsichtigem Seidenstoff überzogen waren, und handgroße Oeffnungen hatten, durch welche die dahinter sitzenden Personen schauen konnten. Der Kaiser selbst befand sich an einem solch dunkeln Orte, daß wir Mühe gehabt hätten, ihn zu sehen, wenn seine Stimme ihn uns nicht verrathen hätte; er sprach übrigens gerade vor uns so leise, daß er gänzlich unerkannt bleiben zu wollen schien. Hinter andern Gitterfenstern befanden sich die Prinzen von Geblüt und die Hofdamen der Kaiserin; ich bemerkte, daß man Papierdüten zwischen die Gitter gesteckt hatte, um sie so für den Beschauer weiter zu machen. Der Kaiser schien von seinem ganzen Hofstaat wie in einem Theater umgeben zu sein.

Nachdem die Beamten, welchen die Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten obliegt, uns in die Seitengallerie des Audienzsaales geführt hatten, nahm uns ein anderer Rath zweiten Rangs in Empfang und führte uns in die oben beschriebene Saalmitte. Dort hieß man uns niedersitzen, nachdem wir uns nach japanesischem Hofstyl vor den Gitterfenstern des Kaisers zu Boden geworfen hatten. Unser erster Dolmetscher setzte sich an unsere Spitze, um deutlicher zu hören, und wir in einer Reihe hinter ihm. Der Kaiser ließ uns nun sagen, wir seien ihm willkommen. Unser Vorstand drückte ihm durch den ersten Dolmetscher seinen Dank für diese hohe Gnade und dafür aus, daß er den Holländern das Recht des Handels nach seinen Landen gewährt habe. Der erste Dolmetscher trug ihm dieß auf japanesisch vor, nachdem er sich vorher zu Boden geworfen hatte; er sprach laut genug, um vom

Kaiser gehört zu werden. Die Antwort des Kaisers erfolgte nicht unmittelbar an uns, sondern durch einen seiner Hofleute, der sie unserem Dolmetscher und dieser uns mittheilte. Vermuthlich betrachtet man die Worte, die aus dem kaiserlichen Munde kommen, als zu kostbar und heilig, als daß sie eine Person niedern Rangs unmittelbar vernehmen dürfe. Nach den ersten Begrüßungen ward aus dem ganzen feierlichen Akte ein Lustspiel. Man stellte uns viele lächerliche und unhöfliche Fragen; z. B. man wollte zuerst den Namen und das Alter eines jeden von uns wissen und lud uns ein, solche auf ein Papier zu schreiben, zu welchem Zwecke wir ein europäisches Dintenzug bei uns trugen. Man hieß uns dieses Papier und Dintenzug einem Hofdiener zustellen, der sie durch ein Loch des Gitters in die Hand des Kaisers gab. Unsern Vorstand fragte man, wie weit es von Holland nach Batavia und von Rangasaki nach Batavia sei; wer von den beiden, der Generaldirector der holländischen Compagnie oder der Fürst von Holland, mächtiger sei. Mir selbst stellte man folgende Fragen: Welches die innerlichen und äußerlichen Krankheiten seien, deren Behandlung ich am schwierigsten erachte; worin meine Kurmethode von Krebsgeschwüren u. dergl. bestehe; ob unsere europäischen Aerzte nicht ein Mittel suchten, das Leben unbegrenzt zu verlängern, wie es die Chinesen schon seit vielen Jahrhunderten zu finden bemüht seien; ob man bereits Erfolge damit erzielt habe und wie das neueste, in Europa entdeckte derartige Mittel heiße. Ich antwortete hierauf: ein großer Theil europäischer Aerzte habe seit Jahren Forschungen nach einem solchen Mittel angestellt, das das Leben verlängere und die Leute bis in's höchste Alter gesund erhalte. Man wollte nun wissen, worin das beste, derartige in Europa erfundene Mittel bestehe. Ich erwiderte, daß ich dasjenige, welches zuletzt erfunden worden, für das beste hielte, bis die Erfahrung uns ein besseres gelehrt haben werde. Man fragte weiter, worin denn eben dieses Mittel bestehe. Ich antwortete: dasselbe bestehe in einer gewissen geistigen Flüssigkeit, die vortheilhaft auf den menschlichen Körper wirke und die Lebensgeister thätig erhalte.

Diese so allgemein gehaltene Auskunft befriedigte sie nur wenig; man wollte die Benennung dieses kostbaren Mittels von mir wissen. Da mir nun bekannt war, daß die Japanesen lange und sonderbar klingende Worte lieben, so sagte ich ihnen, dasselbe heiße: *Sal volatile oleosum Sylvii*. Man schrieb nun diese Benennung hinter dem Gitter nieder, daher ich die Worte mehrmals wiederholen mußte. Die folgende Frage bestand darin: wer der erste europäische Erfinder dieses Mittels gewesen sei, und welchem Lande er angehöre. Ich gab zur Antwort: es sei der holländische Professor Sylvius. Nun wurde ich gefragt, ob ich dieses Mittel bereiten könne. Der Vorstand der Mission flüsterte mir jetzt zu, ich solle Nein sagen; allein ich antwortete: Ja! aber in Japan könne ich es nicht bereiten. Man wollte alsdann wissen, ob es zu Batavia zu haben sei, was ich bejahte. Der Kaiser erließ hierauf den Befehl, daß man es mit dem ersten Schiffe, das von Batavia absegle, bringen lassen solle. Derselbe war bis jetzt mit den Damen gleichsam uns gegenüber in einiger Entfernung gesessen; allein jetzt kam er näher, und setzte sich uns zur Rechten hinter die Gitter, so nahe es ihm möglich war. Er befahl uns jetzt, unsere Mäntel, worin unsere Festkleidung bestand, abzulegen, aufrecht stehen zu bleiben, damit er uns recht betrachten könne, uns zu bewegen, stille zu stehen, uns gegenseitig zu begrüßen, Luftsprünge zu machen, uns betrunken zu stellen, das Japanesische zu radebrechen, holländisch zu lesen, zu malen, zu singen, unsere Mäntel aus- und anzuziehen. Während wir, so gut es ging, seinen Befehlen gehorchten, sang ich zum Tanze ein deutsches Liebeslied. Auf diese meist sehr drollige Weise suchten wir den Kaiser und seinen Hof zu belustigen. Unser Vorstand war jedoch in diesen Befehlen nicht mitinbegriffen; sein Amt, das darin besteht, den Fürsten seines Landes zu vertreten, duldet nicht, daß derartige Zumuthungen, die seine Würde verletzen, an ihn gerichtet werden. Er trug überdies in seinen Zügen wie in seinem ganzen Benehmen einen solchen Ernst zur Schau, daß die Japanesen genügte, ihn mit derartigen Zumuthungen zu verschonen. Nachdem man uns

(Fortsetzung folgt.)

## Das Neueste

aus der

### Vänder- und Völkerkunde.

#### Eine Aufwartung der holländischen Mission zu Nangasaki bei dem Kaiser von Japan.

(Schluß.)

während zwei Stunden, obgleich mit aller äußern Höflichkeit, solche Dinge hatte ver-  
richten lassen, traten die ihres Haarschmucks beraubten Pagen herzu und setzten vor jeden von uns einen kleinen Tisch mit japanesisch zubereiteten Fleischspeisen und einem Paar kleiner elfenbeinerer Gpfläbe; wir bedienten

uns derselben und aßen ein wenig, hießen aber unsern alten ersten Dolmetscher, der kaum gehen konnte, den Ueberrest mit sich nehmen. Man sagte uns jetzt, wir sollten unsere Mäntel wieder anziehen und Abschied nehmen, was wir mit vielem Vergnügen thaten. So endigte unsere zweite Audienz.

#### Eine Reise in den Ländern Laos.

Die Länder Schan oder Laos nehmen einen solch bedeutenden, noch theilweise unerforschten Raum ein, daß es schwierig ist, ihre Gränzen mit einiger Bestimmtheit zu bezeichnen; man kann jedoch mit Gewißheit annehmen, daß die Nordgränze des Volkes Schan an die chinesische Provinz Yunnan, die Südgränze an Siam stößt; daß die nord-östliche Gränze, jenseits des May-Kong oder des Campodschesflusses, die Bergkette, welche das annamitische Reich durchzieht, berührt, während die westliche Gränze über den Salwaen hinausreicht.

Die Nachbarschaft der großen Völkerschaften, die sich um die Länder Laos gruppirten und zu mächtigen Monarchien bildeten, hatte die Wirkung, die Länder Laos der einen oder andern dieser Monarchien, oder zeitweise allen, aber in verschiedenen Graden, tributpflichtig zu machen.

Diesemigen dieser Länder, welche in unsern

Tagen von Reisenden besucht werden konnten, sind die gegen Norden und Osten gelegenen. Was die letzteren betrifft, müssen wir uns bezüglich derselben auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken. Da sie feindlichen Einfällen der unabhängigen Karaischen Stämme, der geschworenen Feinde der Birmanen, ausgefetzt, überdies nur einer schwachen Vertheidigung durch sich selbst und ihre Souveräne fähig sind, so haben sie sich unter die Oberherrschaft der Birmanen begeben. Die Fürstenthümer des Nordens und Südens (oder vielmehr Südwestens), sind stets von Siam abhängig geblieben.

Man zählt im Ganzen in Laos sechs Fürstenthümer, welche Siam Tribut zahlen. Die erwähnenswerthen Hauptstädte derselben sind Lagon, Jim-May und Labong.

In diesen, durch innere Fehden und mehr noch durch fremde Einfälle, deren Hauptzweck der gewesen zu sein scheint, so viel wie möglich

Skaven aus den Bewohnern zu machen, verwüstenen Ländern, ist der größte Theil der eingeborenen unteren Classen von seinem Heimathboden verschwunden. Mehr als zwei Drittel der Bewohner der drei oben genannten Hauptstädte bestehen aus eingewanderten Birmanen. Es scheint erwiesen, daß die Siamesen aus Laos stammen, und daß die Bewohner von Laos selbst aus Assam und dem benachbarten Birma eingewandert sind. So viel ist gewiß, daß alle Sprachen, welche man zwischen dem Brahmaputra und der Mündung des May-Nam spricht, nichts als Dialecte einer allen gemeinsamen Hauptsprache sind.

Aus den Zeugnissen aller derer, welche diese heute noch ziemlich unbekanntem Landstriche erforschten, geht hervor, daß die Race Schan oder Laos trotz ihrer politischen Abhängigkeit in ihrer physischen Beschaffenheit den Siamesen, deren Joch sie trägt, weit überlegen ist und denselben in geistiger Beziehung, namentlich in ihrer Befähigung zu allen Künsten des Ackerbaues und der Industrie, wenigstens gleichkommt. Ein englischer Reisender, dem zu Ehren in Labong ein Fest gegeben wurde, schreibt: die Frauen der Hauptlinge könnten für asiatische Schönheiten gelten; ihre schönen, großen und ausdrucksvollen Augen hätten nichts von der mongolischen Schiefeit; die Form ihrer Köpfe sei eine feine, ihr Teint ein reiner; und wäre nicht die kleine birmanische Nase, so würden viele derselben überall durch die Schönheit ihrer Züge auffallen. Sieben dieser Laoesser Damen führten vor dem einen der Reisenden einen Charaktertanz auf. Derselbe Reisende hielt sich auf der Reise nach Lagon einen Tag, ehe er diese Stadt erreichte, in einem Dorfe auf, und die Bewohner desselben, welche den Befehl erhalten hatten, die Reisenden mit allem Nöthigen zu versehen, hielten ein Mahl bereit, zu dem nach der Sitte des Landes ein jeder Bewohner seinen Beitrag geliefert hatte. Dieses Mahl ward von den Frauen des Orts, jungen wie alten, heringetragen; die jungen waren, wie gewöhnlich, nackt bis an den Gürtel, und der Reisende erklärt, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, in der ganzen Welt vollkommene Schönheiten aufzusuchen, und daß ein großer Theil dieser Dorfschönheiten eine ganz europäische Hautfarbe besaßen.

Nachdem wir diese kurzen Notizen vorausgeschickt haben, lassen wir den interessanten Bericht eines französischen Reisenden folgen, der zuletzt diese Länderstriche besuchte:

„Ich verließ Bangkok am 5. Dezember mit einem Kollegen in einem Boote, welches mit vier Ruderern bemantelt war.

Von Bangkok an bis nach Latteon-Lavan, einer Stadt, welche wir am 16. Dezember erreichten, sind die Ufer des May-Nam ziemlich bevölkert; man trifft hie und da am Ufer zerstreute Wohnungen; von Zeit zu Zeit stellen sich dem Blicke große Dörfer dar, und fast jeden Tag trifft man eine Stadt, wo ein Gouverneur residirt. Bis dahin hat der Fluß noch keine so rasche Strömung, und die Fahrt ist nicht ohne Annehmlichkeit. So wie man aber Latteon-Lavan vorbei ist, wird der Horizont immer enger und verdüstert sich; rechts und links sieht man Berge, zwischen denen sich der May-Nam mit der ganzen Wucht eines Bergstromes durchwühlt, indem er dicke, in der Regenzeit entwurzelte Baumstämme mit sich führt, die er alsdann mehr oder weniger im Sande stecken läßt. Hat die Ueberschwemmung durch den Regen nachgelassen, so hindert dieß am Weiterreisen, namentlich während der Nacht; denn die Barke stößt häufig an diese Baumstämme an, die halb aus dem Wasser stehen und die man nicht zeitig genug erblickt, um ihnen auszuweichen.

Die Ufer des Flusses bestehen aus nichts als aus großen fast undurchdringlichen Wäldern, die mit Tigern und andern wilden Thieren angefüllt sind, aus Furcht vor denen man es nicht wagt, nahe am Ufer zu schlafen; man ist vielmehr gezwungen, seine Barke weit von diesen gefährlichen Ufern anzulegen. Nur alle zwei, drei oder vier Tage trifft man ein schlechtes Dorf an, in dem sich nichts zu kaufen findet. Die Städte sind noch in längerem Zwischenraume angelegt; seit Latteon-Lavan, das wir, wie oben bemerkt, am 16. Dezember berührt hatten, waren wir am 31. Dezember in keine andere Stadt, als nach Rahang gekommen.

In allen diesen Länderstrichen herrschte eine so große Hungersnoth, daß wir kaum uns den nöthigen Reis verschaffen konnten; glücklicherweise hatten wir von Bangkok einen ziemlich großen Vorrath getrockneter Fische

mitgebracht, und schossen unsere Leute von Zeit zu Zeit einige Pelikane oder einige große Reiher; sonst hätten wir uns oft mit bloßem Reis begnügen müssen.

Uebrigens verlief dieser Monat ohne alles unangenehme Zwischenspiel und ohne daß man uns irgend aufhielt; denn, da wir uns auf Barken befanden, die man anamitische heißt, deren sich die Sendboten des Königs gewöhnlich bedienen, so sah man uns überall für Abgesandte des Kaisers an, so daß weder Gouverneur noch Zollbeamte uns zu fragen wagten, wer wir wären oder wohin wir gingen. Als wir jedoch nach Mahang, einer ziemlich bedeutenden, bloß 20 oder 30 Meilen von Maulmein gelegenen Stadt (die den Engländern gehört) am Meerbusen von Bengalen angekommen waren, trafen wir dort ein sehr strenges Zollamt, das keine Barke ohne Paß vorüberläßt; wir machten daher auch keinen Versuch, an dessen Hafen vorüberzufahren, wie wir es sonst gethan hatten, sondern hielten es für klüger, uns geradezu und am hellen Tage zum Gouverneur zu begeben, um zu hören, ob es nicht möglich wäre, denselben durch kleine Geschenke für uns zu gewinnen, schlug dies aber fehl, und verweigerte er uns die Erlaubniß zur Weiterreise, solche auf andere Weise zu versuchen.

Ich steckte daher eine Flasche kölnisch Wasser, ein kleines Paket Thee und eine Schere zu mir, stellte mich ihm damit vor und erklärte, wir seien Bad-Luang (Priester) von Bangkok, hätten die Absicht, uns nach Jim-Ray, der Hauptstadt des westlichen Laos, zu begeben und wollten nicht vorüberfahren, ohne ihn zu besuchen und ihm ein Zeichen unserer Freundschaft darzubringen. Mit diesem Eingang, und ohne ihm Zeit zu einer Antwort zu lassen, fragte ich ihn, welchen der beiden Wege dahin er für den leichtesten halte, den unsere Reise in Barken fortzusetzen oder landeinwärts mit Elephanten zu reisen.

Ich hoffte ihn durch diesen zuversichtlichen, von mir angenommenen Ton glauben zu machen, daß unsere Papiere in Ordnung, und daß es überflüssig sei, sich solche vor-

zeigen zu lassen; allein meine List gelang nicht; denn sein erstes Wort war, daß er unsere Pässe zu sehen verlangte. Wir besaßen in der That den nichtsagenden Brief eines christlichen Mandarinen<sup>\*)</sup>, wodurch allen Gouverneuren der Städte, den Dorfvorstehern und Zollbeamten im Namen eines Fürsten geboten war, die benannten Bad-Luang, welche die sich im Königreiche befindenden chinesischen und anamitischen Christen besuchen wollten, frei passieren zu lassen; allein es hieß darin nicht, daß uns erlaubt sei, den Heiden zu predigen, noch weniger, die Gränze zu überschreiten.

Da er diese Pässe zu sehen verlangte, so mußte ich ihm nothwendiger Weise diesen Brief, auf den ich keine Hoffnung setzte, den herauszugeben aber mich solchergestalt die Nothwendigkeit zwang, übergeben. Dem Himmel sei Dank, er verstand ihn falsch, und sah ihn sogar als eine ausdrückliche Empfehlung des darin genannten Fürsten an; enthielt sich daher auch aller Schritte, uns aufzuhalten. Der Gouverneur sagte uns im Gegentheil, wir seien frei, dahin zu gehen, wohin wir wollten. Was meine Frage betreffe, ob es rathsam sei, der Flußstraße zu folgen, so könnten wir das nicht wegen der vielen Wasserfälle, die man auf dem Flusse treffe. Wir könnten zwar zu Lande uns der Elephanten bedienen, allein die Wege seien sehr schlecht. Am rathsamsten sei es, uns auf einem Flusse einzuschiffen, den er uns bezeichnete; von da würden wir in eine Stadt Namens Lhoen und von dieser leicht nach Jim-Ray mit Elephanten gelangen. Ich erwiderte ihm, wir würden seinem Rathe folgen.

Nachdem ich von ihm einen Brief erhalten hatte, der ein Paß in bester Form war, um in Laos zu reisen, so setzten wir unsere Reise nach der uns benannten Stadt fort, wo wir in sieben Tagen ankamen.

Dieselbst angelangt, gaben wir unsere Barken in die Obhut des Gouverneurs derselben und nahmen Elephanten, um über die ungeheuren Berge zu gelangen, die vor uns lagen. Sie bilden zwar keine sehr hohe

\*) Im Orient wird das Wort Mandarine von Christen häufig gebraucht, obgleich es bei den Völkern des Orients nicht im Gebrauche ist; dasselbe kommt vom portugiesischen „Mandar“, Befehlen.

Kette; allein sie sind mit wilden Elephanten, Tigern und Pantheren angefüllt, die die Reise über dieselben sehr gefährlich machen. Wir brauchten fünf Tage, um über dieselben zu gelangen und brachten während dieser Zeit die Nächte im freien Felde zu, indem die Dichtigkeit der Bäume allein uns Schutz gegen den Thau, und große Feuer, die wir um unser Lager anzündeten, vor wilden Thieren boten. Diese Feuer, welche wir die ganze Nacht über unterhielten, dienten auch dazu, uns zu erwärmen; denn man wird leicht begreifen, daß im Januar mitten in Wäldern und unter dem zwanzigsten Breitengrad, namentlich in der Finsterniß, die Luft ziemlich frisch sein mußte.

Als wir auf der höchsten Spitze dieser Berge ankamen und zu unsern Füßen dieses arme Laos sahen, das vor uns niemals ein Missionär betreten hatte, fühlte ich mich tief erregt; tausende von Gedanken stiegen in mir auf; unfähig, die Bewegung zu unterdrücken, von der meine Seele ergriffen war, stimmte ich laut ein *Te Deum* an.

Als wir in die Ebene niederstiegen, wanderten wir zwei Tage lang durch ein großes und ziemlich angenehmes Feld, das vor Kurzem eine schöne Reis-Grnte gegeben zu haben schien. Endlich kamen wir in Jim-May den 18. Januar an.

Der französische Missionär hielt sich zwei und einen halben Monat in Jim-May auf und schildert diese Stadt als eine sehr ausgedehnte, die jedoch, vermöge der indischen Art, ihre Wohnungen mit Bäumen und Gärten zu umgeben, nur etwa 20,000 Einwohner habe. Er sagt weiter hierüber: „Das ganze Volk lebt fast von nichts als Reis; einen Ausfuhrhandel gibt es kaum. Sobald die Bewohner des Landes ihre Ernten eingethan haben, leben sie vollkommen müßig bis in den Monat Juni oder Juli, wo sie von Neuem ihre Felder zu bebauen anfangen. Sie haben daher auch wenig Geld, und die meisten Geschäfte werden durch Waarentausch gemacht. Namentlich das Salz spielt hierbei eine große Rolle; vermittelst des Salzes kann man sich alles verschaffen, was man will; es kommt

von Bangkok und wird in Jim-May sehr theuer verkauft.

In Jim-May gibt es fast eben so viele Pagoden als Häuser; man kann kaum einen Schritt gehen, ohne rechts und links auf eine solche zu stoßen. In der Stadt allein zählt man zum wenigsten an hundert solcher Pagoden, deren jede von zehn, zwanzig oder dreißig Talapoins (Priester) bewohnt wird, ohne einer ebenso großen Zahl zu erwähnen, die in Trümmern liegen, und die man nicht mehr aufbaut. Was diese Talapoins betrifft, so sind dieß meist junge Leute, die kaum lesen können, und ihre Zeit mit Essen, Schlafen, Spielen oder noch Schlimmerem verbringen. Sie haben mir wohl selbst hie und da ihren schlimmen Lebenswandel eingestanden; hätten sie uns aber auch nichts davon gesagt, so waren wir doch durch das, was unsere eigenen Augen sahen, belehrt, daß ihre Tempel nichts als Schulen der Unmoralität sind.

Als wir in Jim-May ankamen, logirten wir uns, da wir Niemand daselbst kannten und von Niemand gekannt waren, in einem Hause ein, das der Kaiser des Landes zum allgemeinen Gebrauche der Reisenden hatte erbauen lassen\*). Diese Wohnung, in der wir die ersten 14 Tage zubrachten, hat nichts als das Dach und den Fußboden, und ist sonst ganz den Winden offen; die Nächte über hatten wir daher auch ziemlich kalt, und den Tag über waren wir stets von einem Schwarm Neugieriger umlagert, deren wir uns kaum zu erwehren wußten, wenn wir unsere Mahlzeit genießen oder unser Gebet verrichten wollten. Zehn Tagereisen weit kamen Leute herbei, um die französischen Priester zu sehen, die man ihnen als sechs Fuß hohe Niesen beschrieben hatte.

Kurz nachdem wir in diesem Dungalo abgestiegen waren, besuchten wir einen Großen des Reiches, dessen Amt darin besteht, die Fremden bei dem Herrscher des Landes einzuführen, und haten ihn, für uns eine Audienz nachzusuchen. Des andern Tages kam derselbe, um uns zu wissen zu thun, daß sein Gebieter zu unserm Empfange bereit sei; daß wir uns aber zuvor auf das Rathhaus be-

\*) Es sind dieß die im arabischen Morgenlande Caravanserai, in Indien Bungalos geteufen werden.

geben müßten, wo man unsere Papiere untersuchen werde, um darüber an den Herrscher des Landes zu berichten. Wir begaben uns dahin, wo man uns in einen großen, schmutzigen Saal führte, in dem acht oder zehn ziemlich all und ehrwürdig aussehende Mandarinen mit ernstern Mienen versammelt waren, und uns erwarteten. Da sich daselbst weder Bänke noch Stühle befanden, so blieb uns nichts übrig, als uns unter den Weissen auf den Fußboden niederzusetzen. Sie verlangten unsere Pässe zu sehen, die sie vollkommen in Ordnung fanden. Dann fragten sie uns nach dem Zweck unserer Reise.

Wir erklärten ihnen rund heraus, wir seien Priester aus Europa, die zuletzt von Siam kämen, um die Religion des wahren Gottes zu lehren, und ihnen den einzigen Weg zu zeigen, der zum Seelenheile führe. Dieß veranlaßte einen ziemlich lebhaften Streit, der durch die Nachricht unterbrochen ward, der Herrscher erwarte uns in seinem Palaste. Derselbe empfing uns ziemlich freundlich und fragte uns auf flämisch über die christliche Religion aus. Wir boten ihm unsere Geschenke dar, die in einer Vogelorgel, einer Flasche kölnischen Wassers, einem hohl- und einem glattgeschliffenen Spiegel und zwei Crystallgläsern bestanden, und baten um die Erlaubniß, in seinem Reiche verweilen zu dürfen. Er sprach uns seine Einwilligung hierzu aus, und daß er uns eine passende Wohnung bauen lassen werde; bis diese fertig sei, könnten wir fortfahren, den Bungalow zu bewohnen.

Des andern Tages erfuhren wir, daß der Beherrscher in der Nacht seine ersten Mandarinen zusammenberufen habe, daß er sie wegen unsrer um Rath gefragt und daß mehrere derselben geantwortet hätten: „Wir haben bereits einen Gott und auch Priester; was soll uns diese Lehre einer fremden Religion? Wollen sie unter uns bleiben, so verweise man sie außerhalb der Stadtmauern zu den Fremden.“ Einige Tage darauf forderte ich eine neue Audienz, unter dem Vorwande, daß ich dem Könige einige seltene Dinge zeigen wolle; ich bot auch diese ihm zum Geschenke an, und drang, trotz dem Abtrathen seiner Minister, damit durch, daß man unser Haus innerhalb der Stadt errichte; allein diese Wohnung war so ärmlich, daß

wir sogleich voraussehen, was auch später wirklich geschah: es war nichts weiter, als eine Barrake aus Bambus, die höchstens vierzig Franken gekostet haben konnte. Obgleich sie weder Fenster noch Lustlöcher hatte, so war sie doch von allen Seiten so offen, daß man hell darin sehen konnte, und zwar ganz so hell, als wenn wir unter bloßem Himmelsdache uns befunden hätten.

Einſt besuchte uns ein Fürst mit einem seiner jüngsten Söhne, und es kam mir der Gedanke, ihm ein paar Hosen aus Baumwollzeug als Geschenk für denselben anzubieten. Während ich nämlich in Bangkok mich befand, hatte ich zwanzig solcher Kleidungsstücke machen lassen, die ich für arme Familien als Geschenke bestimmte. Ein jedes Paar stand mich auf  $7\frac{1}{2}$  Sous ( $10\frac{1}{2}$  fr. rhn.). Ich durfte mir daher kaum eine Hoffnung machen, mit einem so unbedeutenden Geschenke einen so vornehmen Sprößling zu erfreuen; allein er hatte sie nicht sobald erhalten, als er sie auch anzog und stolz damit in den Palast zurückkehrte.

Tage darauf kam die Kaiserin selbst mit einer ganzen Schaar Neffen und Enkel in ein uns benachbartes Haus und sandte uns von da aus eine Silberbarre mit der Bitte zu, ihr dafür zehn paar Hosen zu verkaufen. Ich bot sie ihr ohne alle Vergütung an, und konnte mich von da an kaum der Prinzen und Prinzessinen erwehren, welche alle Hosen haben wollten.

Da wir in unsern Bestrebungen mancherlei Hindernissen begegneten, so suchte ich bei dem Kaiser (Tjoooa) um eine neue Audienz nach, die ich auch erhielt, und worin er mir erklärte: „Ich habe Niemand die Annahme eurer Religion verboten; mehr kann und will ich nicht thun“.

Dieß reifte in uns den Entschluß, abzureisen. Wir verließen Jim-May bald darauf und erreichten noch denselben Tag südlich von Jim-May ein Reich, Namens Lapun. Sogleich nach unserer Ankunft begaben wir uns an den Sitz der Regierung, nämlich auf das Stadthaus, wo wir 6 bis 8 Mandarinen trafen, die sich dort alle Tage versammeln, um die Beschwerden des Volks anzuhören, die Streite zu schlichten und das öffentliche Regiment zu besorgen, das ganz in ihren Händen liegt. Sie fragten uns,

wer wir seien, woher wir kämen und was uns in ihr Land führe. Allein sie wußten dieß schon; denn mehrere von ihnen hatten uns in Jim-May gesehen; dieß sollte nur den Eingang der Unterhaltung bilden. Wir sagten ihnen, wir brächten die gute Botschaft von Jesus Christus; allein ein spöttisches Lächeln war alles, was wir von ihnen zur Antwort erhielten. Man erlaubte uns jedoch, uns in einer Art Saal vor der Stadt einzurichten, wo wir von Morgens bis Abends den Neugierigen predigten, welche sich um uns versammelten. Wir blieben jedoch nicht unbeunruhigt. Während der Nächte waren stets 40 bis 50 Talapoins in der Nähe unseres Zufluchtsortes mit Geschrei und Lärm aller Art, der uns nicht schlafen ließ; hie und da warfen sie sogar Steine gegen unsere Wohnung, ohne jedoch ihre Feindseligkeiten weiter zu treiben.

Nachdem ich gänzlich ohne Erfolg Klage auf dem Stadthaus hierüber geführt hatte, entschloß ich mich, den König allein aufzusuchen; ich trat in sein Gemach, ohne mich zuvor melden zu lassen, und sprach so keck mit ihm, daß er Angst bekam und sogleich den Talapoins verbot, uns fernerhin zu belästigen. Man besolgte zwar seinen Befehl, allein da nichts destoweniger sein Volk keine Lust bezeigte, das Wort Gottes zu hören, so schüttelten wir den Staub von unsern Füßen, und zogen weiter. Nach einem Marsche von vierzig Tagen über Berge, wo wir nichts als Reis und Eier zu essen bekamen, gelangten wir endlich in ein anderes Reich, Lagon genannt; wir blieben zwölf Tage daselbst, ernteten aber als Lohn für unsere Mühe nichts als Hohn und Schimpf jeder Art. Hätten wir nicht den Brief von Bangkok gehabt, den sie als eine besondere Empfehlung eines Höchstgestellten ansahen, so wäre es uns schlimm ergangen. Es war daher auch hier unseres Bleibens nicht und wir setzten unsere Reise in der Richtung gegen Südwesten und über Berge fort, die kein End zu nehmen schienen.

Bis dahin war ich auf dem Rücken eines Elephanten gereist, und obgleich die Bewe-

gung dieses Thieres nichts weniger als angenehm ist, befand ich mich doch ziemlich gut dabei; allein da wir uns auf dieser letzten Station bloß die zum Transport unserer Effecten nöthigen Elephanten hatten verschaffen können, so mußten wir uns fortan zum Fußreisen bequemen. Es war im Monat April; die ganze Atmosphäre schien ein Glühmeer zu sein; die Hitze hatte die Baumblätter getrocknet und abfallen machen; alle Wasserquellen waren versiegt und die Pfade, welche wir verfolgten, waren nichts als gepöhlte Felsenmassen oder ein brennender Sand. Vom ersten Tage an litten meine Füße so, daß, als wir da ankamen, wo wir unser Lager aufschlagen wollten, sich die Haut davon ablösen ließ.

Um die große Tageshitze zu vermeiden, begab ich mich am andern Morgen sehr frühe mit einem Führer auf den Weg, um voranzugehen und um später an einem Ruhepunkte die nachfolgende Caravane abzuwarten.

Da jedoch solche nicht nachkam, so fing ich an zu fürchten, die Caravane werde ermüdet an einem andern Orte Halt gemacht haben. Was nun thun? Die Sonne war im Untergehen begriffen, und wir kamen fast vor Hunger um. Umzukehren, ohne zu wissen, wie weit es nöthig wäre zurückzugehen, war unmöglich; wir waren erschöpft. Die Nacht ohne Feuer mitten unter Tigern zuzubringen, war eben so wenig rathsam. Was war also zu thun? Da man uns gesagt hatte, es befände sich nicht weit von da ein kleines Dorf, so sammelten wir unsere Kräfte, und entschlossen uns, daselbst Gastfreundschaft nachzusuchen und unsere Elephanten zu erwarten, die des andern Tags jedenfalls vorbeikommen mußten. Unsere Gastfreunde theilten das ärmlichste Mahl, was man genießen kann, eine Schüssel wilder Erdäpfel, mit uns; und am zweiten Tage stieß unsere Caravane wieder zu uns.

Es war jetzt um die Zeit der Passatwinde und wir mußten daher an unsern Heimweg denken. In weiteren zwölf Tagen langten wir wieder wohlbehalten zu Bangkok an.

## Weltumsegelungsreise der k. k. österreichischen Fregatte Novara.

(Aus einem Privatbriefe des auf der Fregatte befindlichen Naturforschers Dr. Ferdinand Hochstetter.)

Sydney, den 3. Dezember 1858.

Mit unserem Aufenthalt in Sydney bin ich sehr zufrieden; er ist länger geworden, als ursprünglich beabsichtigt war; denn die Reparaturen an der Fregatte nahmen mehr Zeit weg, als man anfänglich glaubte. Dann kamen Festlichkeiten über Festlichkeiten, und jetzt werden Lebensmittel auf sechs Monate eingeschifft. Ende dieser Woche sind wir segelfertig, und wahrscheinlich am 7. Dezember geht es wieder in See nach Auckland (Neuseeland), wohl nur eine kurze Ueberfahrt von 10 Tagen. Es wird in Sydney ein Humbug mit uns getrieben, wie wir's noch nie erlebt. Die Theater reißen sich um die Ehre, auf ihrenzetteln mit riesigen Buchstaben zu drucken, daß heute Abend unter Patronage des Commodore und der Offiziere Sr. k. k. Majestät Fregatte Novara gespielt wird; wir bekommen dann jedes Mal Freibilletts in die erste Loge, und man ist sicher, Abends neben der Loge voll österreichischer Uniformen die Logen voll der schönsten Damen von Sydney zu sehen. Bei Allem, was jetzt in Sydney vorgeht, spielt die Novara eine Hauptrolle: bei Ballen, Festessen, Familiendiners — und die sonst so stolzen Engländerinnen erscheinen in österreichischen Landesfarben. Merkwürdigerweise ist die Novara das größte Kriegsschiff, das je Port Jackson besucht hat, das größte Schiff, das je in den Regierungsbocks lag, das einzige deutsche Kriegsschiff, das hier war, unsere Musikbände die beste, die je in Sydney gehört wurde, der Ball, der vor einigen Tagen an Bord der Novara stattfand, der glänzendste, den die Sydneyer schöne Welt auf den Wassern des Port Jackson erlebte; Alles Gründe genug, um die Novara in Australien unsterblich zu machen. Ich glaube aber, wir dürfen uns Naturforschern auch ein gut Theil dieser Ehre zuschreiben, denn man schildert uns als Männer der Wissenschaft, die der Nation von Humboldt's und Liebig's angehören, als Landsleute von Dr. Reichardt, dem berühmten deutschen Reisenden in Australien; man wundert sich, daß wir alle englisch sprechen

u. s. w., und thut Alles, was denkbar ist, um unsere Zwecke zu unterstützen. Ich habe verhältnißmäßig am Lande selbst wenig sehen können; um so reicher sind aber die Sammlungen ausgefallen, mineralogische, paläontologische und Berichte und Schriften über die Colonie von New-South-Wales, die ich hier zusammengebracht. Ich schickte 7 ansehnliche Kisten, angefüllt mit diesen Sammlungen; von hier an die Akademie ab und glaube in meinen Sammlungen geologisch wenigstens die ganze Colonie repräsentirt zu haben. Kupfererze und Versteinerungen sind mitunter prachtvoll, nur Gold bringe ich keines mit, ein theurer Artikel, von dem wir vielmehr eine ansehnliche Partie zurücklassen mußten.

Auckland in Neuseeland, den 27. Dezember 1858. Das herrlichste Sommerwetter begünstigt unsern Aufenthalt auf dem merkwürdigen Neuseeland; es ist gerade Heuzeit und die Kirscheln hängen an den Bäumen. Da die Gegend von Auckland ringsum auf 4—5 Meilen vollkommen kultivirtes Land ist, prächtige Acker, Kartoffelfelder, Wiesen und Viehherden, so kann man sich, wenn gleich die Verhältnisse in einem äußerst primitiven Zustande sind, doch ganz behaglich hier fühlen. Freilich, geht man nur einen Schritt über die Grenzen der Kulturen, so weiß man, wo man ist, und dann und wann begegnet einem auch ein brauner Kerl mit wunderschön tatowirtem Gesicht und erinnert an die Zeiten der Menschenfresser hier zu Lande. Diese ehemaligen Menschenfresser, der kriegerischste und wildeste, zugleich der intelligenteste aller Südseevölker, sind jetzt alle Christen, gute, gastfreundliche Leute, unter denen man sicherer lebt und reist als in manchen Theilen von Europa. Daß das Erscheinen der Novara, des größten Kriegsschiffes, das je in den Hafen von Auckland eingelaufen, auch hier das größte Aufsehen erregt, ist begreiflich. Einladungen über Einladungen zu Beamten und Farmern nach allen Richtungen. Die Leute wollen einmal wieder gebildete Menschen sehen und nehmen

daher uns Fremde überall mit den offensten Armen wie uralte Freunde auf. Oesterreich, Deutschland, England, Frankreich, alle diese Staaten sind hier zu einem Lande, zu Euroya, zusammengesmolzen, und man denkt gar nicht daran, daß unsere Flagge andere Farben hat, als englische. Bis jetzt bin ich nur in der nächsten Umgegend von Auckland herum-

gekommen, wo es an zahllosen vulkanischen Eruptionsegeleln und andern interessanten Formationen für den Geologen sehr viel, für den Zoologen und Botaniker aber fast gar nichts gibt. Außer den Farrenkräutern sind fast alle Pflanzen, die man bei Auckland sieht, eingewandert.

### Das nördliche Polarmeer.

Lieutenant Maury schreibt über die wahrscheinliche Existenz einer offenen nördlichen Verbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean:

Ganz abgesehen von jeder directen Nachsufung geben doch gewisse Beobachtungen über die Wallfische den Beweis, daß irgendwo im Norden der Continente eine offene Verbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean vorhanden ist. Die Wallfische gehören verschiedenen Arten an, je nachdem sie im Norden oder Süden leben; die einer Hemisphäre angehörenden Arten finden sich nie in der andern, während man die nördlichen Arten sowohl unweit der Behringsstraße wie auch in der Baffinsbay und in der Nähe von Grönland antrifft; das allein würde schon sehr zu Gunsten einer Verbindung zwischen den beiden Meeren sprechen. Es sind nun noch andere Gründe vorhanden, und der positive Beweis für eine solche Verbindung wurde dadurch erlangt, daß die Wallfischjäger die Gewohnheit haben, ihre Harpunen mit einer bestimmten Marke und einem Datum zu bezeichnen. Der Doctor Scoresby citirt in seinem Werke über die Polarexpeditionen mehrere Beispiele von Wallfischen, die in der Nähe der Behringsstraße erlegt wurden und in ihrem Speck noch Harpunen mit sich schleppten, welche in der Baffinsbay auf sie geschleudert worden waren. Bei einer oder zwei Gelegenheiten war der verfloßene Zeitraum zwischen den beiden Angriffen auf den Wallfisch so kurz, daß man unmöglich annehmen konnte, er sei um das Cap Horn oder das Cap der guten Hoffnung herumgeschwommen. Uebrigens wäre eine solche Hy-

pothese auch ohnedem nicht zulässig, denn die tropischen Gegenden des Oceans sind für die Wallfische der Polarsee ganz unzugänglich. Alle diese Gründe lassen keinen Zweifel über die wenigstens zeitweise Existenz einer offenen Durchfahrt zwischen den beiden Meeren. Dr. Kane stieß auf ein offenes Meer im Norden des 82. Parallels. Um dahin zu gelangen, mußte er mit seinen Gefährten über eine Eisddecke von 80—100 Meilen (engl.) Breite, wobei das Thermometer auf 51° Celsius stand. Im Norden des Eisfeldes befand er sich am Rande eines ganz offenen Meeres, das sich in unbegrenzter Ferne nach Norden erstreckte; die Strömungen in fortschreitender Richtung und die Schwankungen der Ebbe und Fluth waren sehr merklich, und die Wellen der hohlen See, welche nur in weiteren offenen Meeren vorkommen, brachen sich zu den Füßen der kühnen Reisenden. Es ist aber nicht anzunehmen, daß die Ebbe und Fluth des atlantischen Oceans sich hätte durch Schwingungen fortsetzen können. Die Bewegungen des letzteren werden in den obern Wasserschichten von dem ungeheuren Eisfelde so sicher aufgehoben, daß sie ihm auch nicht die leiseste Schwankung mittheilen. Wenn diese Thatsachen genau und die Schlussfolgerungen richtig sind, so müssen die noch unerforschten Gegenden um den Pol herum von einem tiefen Meere gebildet sein. Diese Gegenden nehmen einen Flächenraum von 1½ Millionen Quadratmeilen ein, auf welchem man nirgends Ebbe und Fluth finden würde, wenn sich stellenweise Land oder Unterseen befänden.